Das Paradies der Frauen.

Von

Paul Féval.

Nach dem französischen Manuscripte.

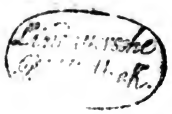
von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Vierter Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Digitized by Google



Digitized by Google

Drittes Buch.
Paris.

I.
Die Avenue Gabrielle.

In dem Elysium Homer's und Virgil's gab es verschiedene Abtheilungen. Es war nicht wie unser christlicher Himmel, wo das Glück, die Seligkeit für Alle gleich ist. Die Weisen führten ernste Gespräche; die jungen Krieger erlustigten sich an Kampfspielen und schlichen lieblichen Schatten nach, die auf Blumengefilden lustwandelten; die Poeten träumten in heiligen Hainen, wo der verblichene Gatte die Seele seiner Lebensgefährtin suchte. Man hatte Lyra und Wurfspieß, den rasch dahinrollenden Wagen, den flüchtigen Renner; man hatte den Becher voll perlenden Traubensaftes und jenen andern Becher, an dessen Inhalt man sich auch berauschen kann. Bachus und Venus wußten den Weg in die Unterwelt zu finden.

Das Paradies der Frauen ist ein heidnisches Eden: es hat seine Kasten und Zonen, die Laune ist die Gebieterin. Die christliche Gleichheit ist unbekannt. Zwischen zwei den »Erwählten« angehörenden Frauen besteht derselbe Unter-

Digitized by Google

ſchied, den man zwiſchen der weiten, glänzenden Perſpective der Rue de la Pair und einer krummen, winkeligen Gaſſe des Stadtviertels St. Marceau wahrnimmt. Alle dieſe Engel haben Flügel, nur mit dem Unterſchiede, daß die Flügel nicht alle von golddurchwirkter Gaze, ſondern zum Theil von ſpottwohlfeilem Kattun ſind.

Oft fallen ſie in bunter Verwirrung in den Abgrund, der das Paradies begrenzt, und dann iſt nicht mehr zu erkennen, ob die Flügel von Kattun oder von Gaze waren. Die Gaze gibt übrigens bekanntlich weit häßlichere Lumpen, als der Kattun.

Um die Naturgeſchichte dieſer Engel nur in flüchtigen Umriſſen zu ſchreiben, brauchte man zehn Ries Papier, die ſcharfe Beobachtung eines Balzac und die Ausdauer eines Buffon. Das Genus iſt eins, aber es zerfällt in unzählige Species und Varietäten. Jede der letztern will in ihrer Weiſe glücklich ſeyn. Paris hat die weltgeſchichtliche Miſſion, eine reiche Auswahl von Freuden und Genüſſen zu bieten. Jeder Engel pflückt im Paradieſe an der Seine die Lieblingsblume. Die Vergnügungen der eleganten Vorſtadt Saint-Germain haben nicht die entfernteſte Verwandtſchaft mit den Unterhaltungen des Mont-Bréda; der ariſtokratiſche Bewohner der Straße Anjou St. Honoré würde bis über die Ohren erröthen, wenn er ſeine Verwandtſchaft mit dem zwangloſen Bewohner der Straße Laharpe ahnen könnte. Zwiſchen den Salons und Mabile liegt der Ocean, und Mabile behauptet, zwiſchen ihm und der grande chaumière liege ein anderer Ocean.

Engel der Ariſtokratie, Engel der Diplomatie und der Finanzwelt, der Kunſt und der Abenteuer, flattert nach Herzensluſt umher, das Paradies iſt groß, es iſt Platz für eure

Digitized by Google

Flügel und für eure Liebe! Hieher schickt Indien seine Edelsteine und seine Cashmires; — in Brüssel, Mecheln, Valenciennes, Alençon und an vielen andern Orten weben arme menschliche Spinnen ihre leichten, kostbaren Spitzen für das Paradies an der Seine. Es kommen so viele Spitzen und Blonden, daß man Berge davon machen könnte . . . und Alles ist für Euch, Ihr glücklichen Engel! Alles was das Auge erfreut, den Gaumen kitzelt, das Ohr entzückt, fliegt Euch zu, wie das Eisen dem Magnet zueilt. Der Vogel Strauß schickt Euch den schönsten Schmuck seiner Flügel, der Zobel stirbt, um Euch sein prächtiges, kostbares Gewand zu lassen, das Hermelin, das den Tod lieber als die Schmach erleiden will, wirft Euch seinen weißen Pelz über die Schultern. Ihr holden Engel theilet nicht immer die Vorurtheile des Hermelins. — Mein Gott! warum sollte man auch um eines Fleckes willen sterben, wenn man den Fleckausputzer hat?

Ihr gleichet den Rosen in der Blüthezeit: Ihr habt eine kurze Zeit, um zu glänzen, um durch euren Duft zu berauschen. Ach! was wird dann mit Euch werden, wenn Ihr in der glühenden Sonne verwelkt, gealtert seyd? Ihr wißt es nicht und wir wissen es nicht. Morgen wird eine andere frische Blume euren Platz einnehmen; der Strauß ergänzt sich immer wieder, und Ihr werdet nicht vermißt. Nicht mehr als billig: Ihr dachtet ja auch nicht an die vor Euch abgestorbenen Blumen!

Blühet nur eure Zeit. Die Schmetterlinge, die Euch umflattern, dauern auch nicht länger als Ihr. Ihr habt Zeit, ihrer mehre zu lieben und zu hassen, und sie alle umzubringen.

Herrschet und breitet euren Fächer über die dienstbare Welt aus. Ihr habt nicht nur die indischen und chinesischen Gewebe, das englische Gold, die Diamanten von Mysore und

Digitized by Google

Napaul, die europäiſchen Spitzen, die aſiatiſchen Parfüms, die moskowitiſchen Pelze — Ihr habt die Moskowiten ſelbſt, Ihr habt die Engländer, die Hindu, die Chineſen, alle Weltbürger. Euer Paradies iſt der Angelpunkt, um den ſich die Herren der Schöpfung drehen.

Es gab vor Zeiten ein ſeltſames Land, wo die Frauen Krieg führten und Geſetze gaben. Jenes Land war nicht das Paradies der Frauen. Die Amazonen waren keine Frauen mehr, denn ſie waren ja ſo ruchlos, ihre Schönheit zu verſtümmeln. Ihr Engel des Paradieſes an der Seine habt nicht nöthig, Euch der ſchönſten Zierde zu berauben, um den Bogen ſpannen zu können; eure Hände haben keine Schwielen von dem ſchweren Kriegshandwerk; Ihr erlaßt kein Geſetzbuch und beneidet das andere Geſchlecht nicht um den Ruhm der Krieger, Staatsbeamten und Advocaten; ihr verſprecht von Herzen gern Gehorſam, vorausgeſetzt daß eure Gebieter zu euren Füßen kriechen, wie Sclaven. Die Amazonen waren einfältige Geſchöpfe. Der wahre Triumph, die größte Freude iſt ja, den ſtolzen, gebietenden Mann zu unterjochen, ihm ein Gängelband anzulegen, ihm ein Gebiß zwiſchen die Zähne zu ſchieben, mit einem Worte: ihn zu bändigen, wie ein edles, ſtolzes Roß. Welche Freude würde es auch machen, einen Miethgaul zu bezähmen?

Ein ziemlich weit verbreitetes Vorurtheil umgibt das Paradies der Frauen mit willkürlich gezogenen Grenzen. Dieſen Sectirern zufolge umfaßt das Paradies den ganzen nördlichen Theil von Paris und ſogar einen Theil der Vorſtadt Batignolles, die Zone der Theater; die Vorſtadt St. Honoré im Weſten, im Mittelpunkte das Palais-Royal, im

Digitized by Google

Osten die Boulevards bis an die Bastille. Dies ist jedoch ein großer Irrthum. Das Paradies ist ganz Paris. Es gibt Engel im Marais, und diese haben's wahrlich nicht am schlechtesten. Die großen Salons mit dem alterthümlichen Holzgetäfel und den vergoldeten Wappen können mit manchem zierlichen Boudoir der Chaussée d'Antin wohl einen Vergleich aushalten. Wenn ich ein Engel des Frauenparadieses wäre, ich würde wahrhaftig gern den frisch übertünchten Georgsplatz verlassen und ein Haus an der alterthümlichen Place Royale beziehen.

Daß die Vorstadt St. Germain von Engeln wimmelt ist weltbekannt. Gräfinnen, Marquisen, Herzoginnen haben seit sechzig Jahren gar viele Vorrechte verloren; aber sie sind schön, das Paradies gehört ihnen wie den Frauen der Banquiers; sie sind noch reich, was ihnen Niemand übel nimmt. Sie können in diesem Elysium, wo Eleganz, Witz und Schönheit die drei Cardinaltugenden sind, mit vollem Recht auf die ersten Plätze Anspruch machen.

Aber auch niedrigere Sphären werden von »Erwählten« bewohnt: die Engel sind in der Vorstadt St. Antoine wie in den Umgebungen des Pflanzengartens, in der Nähe des Stadthauses wie hinter dem Invalidenhôtel zu finden. Kurz, sie sind überall; um auf den Namen eines Engels Anspruch zu machen, braucht man nur eine Pariserin zu seyn.

Jede Evastochter ist eine Pariserin, wenn sie innerhalb der Festungswerke wohnt und sich zur Pariser Religion bekennt. Dieser letzte Punkt ist sehr wichtig. Es kann Frauen geben, die in Paris geboren und doch keine Pariserinnen sind; dagegen sind alle in der Provinz oder im Auslande geborne Frauen, die ein unwiderstehlicher Drang nach Paris zieht, von Rechtswegen wahre Pariserinnen. Vor dem Kriege

Digitized by Google

hatten wir viele Pariſerinnen aus Petersburg, wir haben deren nicht weniger aus Rom und Madrid. England und Deutſchland liefern wegen der Sprachſchwierigkeiten nur wenig Pariſerinnen, aber es kommen auch einige aus Bengalen, aus Peru, aus Braſilien.

Eine Frau kann in der prächtigen Rivoliſtraße geboren ſeyn, aber ſie vermag Paris nicht zu begreifen: ſie iſt und bleibt eine Bewohnerin des Seinedepartements. Dies liegt ſchon in dem Worte Paradies. Ein Paradies iſt keine Heimat, ſondern ein erobertes Land.

Die ganze Welt weiß, daß die Pariſerinnen einen graziöſen Gang haben, ſchön tanzen, ſehr hübſch ſprechen, höchſt liebenswürdig zu kokettiren wiſſen, den ungezwungenen Anſtand der Molière'ſchen Soubretten haben und im Leben eben ſo verwickelte Intriguen anzuſpinnen wiſſen, wie Scribe in ſeinen Luſtſpielen. Ihr Ton iſt überaus gewählt, ihre Kunſt ſich zu kleiden unnachahmlich. Sie geben in den fünf Welttheilen die Mode an. Alles dies iſt wahr. Wir mußten uns nur über den Sinn des Wortes »Pariſerin« verſtändigen. Die Pariſerinnen bilden ein Elitecorps unter den Evastöchtern, wie die Jäger von Vincennes ein Elitecorps in der franzöſiſchen Infanterie bilden. Sie ſind keine Race, wie die Kurzſichtigen behaupten, ſondern eine mit mannigfaltigen Vorzügen ausgeſtattete Truppe.

Es war etwa halb zehn Uhr Abends. Chiffon und ihr Freund Loriot waren ſeit der Abenddämmerung in Paris. Der Wagen der Marquiſe Aſträa, auf welchem die beiden kleinen Bretagner ihren Einzug in die Hauptſtadt der civiliſirten Welt gehalten, hatte in der Straße Matignon vor einem

Digitized by Google

schönen Hause angehalten. Chiffon und Loriot benutzten die einbrechende Dunkelheit, um unbemerkt zu entwischen.

Sie gingen Hand in Hand auf's Gerathewohl fort.

»Wohin gehen wie jetzt?« fragte Loriot.

Chiffon antwortete nicht; sie wandte das Gesicht ab, sonst würde Loriot Thränen in ihren Augen gesehen haben.

Warum das arme Kind weinte? In der großen, geräuschvollen Stadt ist der erste Eindruck das Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseyns. Chiffon war wie geblendet. Loriot zog sie auf die Fußwege, denn sie wich den Fuhrwerken nicht rasch genug aus.

»Wahrhaftig,« sagte Loriot, der weit ruhiger war als seine Begleiterin, »alle Fuhrwerke müssen durch diese Straße kommen . . . ich habe schon mehr als ein Dutzend gezählt... Sieh, Chiffonnette, wie schön der Wagen dort ist!«

Es war der Omnibus von Chaillot mit dem canariengelben Kasten und den siebzehn Passagieren.

»Schau, dort sind Bäume!« fuhr Loriot fort; »Paris ist schon zu Ende!«

Endlich schien Chiffonnette aus ihrem Traume zu erwachen; sie sah sich nach allen Seiten um.

»Dorther sind wir ja gekommen,« sagte sie; »Paris hat noch gar nicht angefangen.«

»Nun, wohin gehen wir?« fragte Loriot zum zweiten Male.

»Ich weiß es nicht,« antwortete die Kleine; »wir haben ja Zeit!«

Sie waren in der Avenue Gabrielle. Es war sehr dunkel. Es hatte den ganzen Tag geregnet und der Fahrweg war mit dünnem Koth bedeckt. Unter den Bäumen sah man hier und da eine Pfütze. Es waren keine Spaziergänger da, und die Kaffehhäuser, die bei schönem Wetter hell erleuchtet sind,

Digitized by Google

waren verſchloſſen. Als die beiden kleinen Wanderer an dem Elyſée und an den Schildwachen vorüber waren, ſahen ſie keinen Menſchen mehr. Die Einſamkeit ſchreckte ſie ſonſt nicht; ſie waren gewohnt, in der Nacht wie am Tage auf ungebahnten Wegen zu gehen. Aber hier fürchteten ſie ſich, ſie fühlten wohl, daß ſie nicht mehr in ihrer Heimat waren; dieſe Einſamkeit voll verworrenen Getöſes war nicht die Einſamkeit des freien Feldes; dieſe Nacht, in welcher lange Reihen von Laternen ſchimmerten, war nicht die ſtille Nacht der Haide, die keine andere Stimme hat, als den im Laube rauſchenden Wind, kein anderes Licht, als die Mondesſtrahlen, die von Zeit zu Zeit hinter den raſch fortziehenden Wolken hervorkommen.

»Ich höre Fußtritte hinter uns!« ſagte Loriot, der den Arm ſeiner Begleiterin drückte.

Chiffon erſchrak. Auf der Landſtraße hatten ſie nie ſo ängſtlich gelauſcht.

Sie ſahen ſich um. In der Seitenallee kam ein Mann, der in der linken Hand eine Laterne, in der rechten einen Stock mit einem eiſernen Haken und auf dem Rücken eine grob geflochtene Butte trug. Als der Mann unter der nahen Gaslaterne vorüberging, konnten die beiden kleinen Wanderer ſehen, daß er mit Lumpen bedeckt war. Sie wunderten ſich im Stillen, denn ſie meinten, in Paris gebe es nur reiche Leute.

Im Fortgehen ſammelte der Mann alle auf der Erde liegenden Papierſchnitzel auf und warf ſie hinterrücks in ſeine Butte. In Paris ſieht man überall Papierſchnitzel liegen.

Chiffon und Loriot wußten nicht was ein »Chiffonnier,« ein Lumpenſammler war. Sie verſteckten ſich hinter einem dicken Baume. Der Chiffonnier ging ſchwerfällig und ein Lied trällernd weiter.

Digitized by Google

»Höre!« flüſterte Loriot, »er ſingt ein Lied aus unſerer Heimat!«

»Still!« ſagte die Kleine.

»Die Sabotteuſe!« jauchzte Loriot.

Der Chiffonnier ſtand ſtill und fragte: »Wer da?«

Die beiden Kleinen rührten ſich nicht.

Vom Elyſée her kamen leichte Fußtritte.

»Ich glaubte eine Stimme gehört zu haben,« murrte der zerlumpte Mann und ging weiter und trällerte:

»Sabotons, sabotons!
Languedon, Languediguedon! . . «

Loriot, der ſich vor Freude kaum zu halten vermochte, ſang den Refrain leiſe nach.

Der Andere ſang weiter:

»Du lard et des choux,
Du bon cidre doux
A tretous, à tretous.
Sabotons, sabotons!
Languedon, Languediguedon!«

»Heda, Freund!« rief eine Stimme in der andern Allee.

»Ich wußte wohl, daß ich etwas gehört hatte,« ſagte der Mann mit der Butte.

Chiffon und Loriot lugten hinter dem Baume hervor, um zu ſehen was ſich zutragen werde.

Eine weibliche Geſtalt mit ſchwarzſeidener Mantille und mit einem Schleier vor dem Geſichte blieb auf der andern Seite der Chauſſée ſtehen.

»Da bin ich, meine kleine Dame,« antwortete der

Digitized by Google

Chiffonnier und ging über den Fahrweg. Er dachte: »die hat Courage! Sonst, wenn's Dunkel wird unter den Bäumen, laufen die Zierpüppchen vor mir weg, als ob ich der Teufel wäre!«

»Wollt Ihr mir einen Fiaker holen?« fragte die Unbekannte.

»Die will ihre Füßchen nicht in den Koth setzen,« dachte der Lumpensammler. — »Wie viel bekomme ich für die Bemühung?«

»Ich gebe Euch einen Franken.«

»Das macht zwanzig Sous,« berechnete Chiffon; »man sagt das so mir nichts Dir nichts, wie man bei uns von zwei Hellern spricht.«

Loriot fragte: »Was ist das, ein Fiaker?«

»Einen Franken!« sagte der Chiffonnier.

»Beim Circus stehen jetzt keine Fiaker mehr, ich muß in die Vorstadt bis an die Rue d'Angoulême gehen, oder bis an die Magdalenkirche, oder bis in die Taborstraße, oder ...«

»Ihr könnt gehen wohin Ihr wollt,« unterbrach ihn die Dame, ungeduldig mit dem Füßchen stampfend; »wie viel verlanget Ihr?«

Der Mann mit der Butte besann sich und antwortete: »fünfzig Sous.«

»Fünfzig Sous!« wiederholte Chiffon, die Hände faltend.

»Wenn ich nur wüßte was ein Fiaker ist, so würde ich schon einen holen,« sagte Loriot.

»Nur geschwind,« sagte die Dame.

Der Lumpensammler eilte fort. Es war ein gutes Geschäft, aber er war doch nicht recht zufrieden. »Es ist kothig,« dachte er, »ich hätte einen blanken Thaler verlangen können.«

Digitized by Google

Die verſchleierte Dame ging langſam auf den Eintrachtsplatz zu.

»Wir wollen fortgehen,« ſagte Chiffon.

»Nein,« antwortete Loriot entſchloſſen, »ich will ſehen was ein Fiaker iſt ... Kannſt Du es errathen, Chiffonnette?«

Chiffon ſchüttelte den Kopf.

»Ich glaube, es muß etwas Gutes zu eſſen oder zu trinken ſeyn,« ſetzte Loriot hinzu.

»Die verſchleierte Dame,« entgegnete die kleine Bretagnerin, »ſcheint weder Hunger noch Durſt zu haben.«

»Dann begreife ich nicht was ein Fiaker ſeyn mag.«

Die beiden kleinen Vagabunden gingen langſam hinter der verſchleierten Dame her.

»Ich hätte fünfzig Sous verdienen können, wenn ich gewußt hätte was ein Fiaker iſt,« ſagte der kluge Loriot.

»Und wir hätten uns können wohl ſeyn laſſen, ohne unſere Baarſchaft anzugreifen,« ſetzte Chiffon hinzu.

»Sieh, da kommt der garſtige Menſch mit einem Wagen zurück!«

»Wahrſcheinlich iſt der Fiaker darin,« ſetzte die Kleine hinzu.

Loriot lief über den kothigen Fahrweg und ſchaute in den offenen Kutſchenſchlag. Er ſah nichts. Die verſchleierte Dame zahlte eben dem Chiffonnier den bedungenen Preis und noch ein Trinkgeld dazu.

»Was haſt Du geſehen?« fragte Chiffon, die ihrem Reiſegefährten nacheilte.

»Es muß ſehr klein ſeyn,« erwiederte er verdrießlich; »ich habe es nicht geſehen.«

»Barrière Poiſſonnière!« ſagte die verſchleierte Dame ehe ſie einſtieg, »Rue Goutte-d'or Nr. ...«

Digitized by Google

Der Mann mit der Butte, der wieder auf dem Fußwege war, sah sich um.

»Wahrhaftig,« sagte er sehr erstaunt, »die kleine Dame fährt zu dem alten Bistouri!«

In diesem Augenblicke stellte die Unbekannte ihren zarten Fuß auf den Wagentritt. Ein Windstoß hob ihren schwarzen Spitzenschleier auf und das Licht der nahen Gaslaterne fiel auf ihr Gesicht.

Man hörte einen dreifachen Ausruf des Erstaunens in der Seitenallee. Chiffon und Loriot erkannten die Dame aus dem Reisewagen, auf welchem sie als blinde Passagiere ihren Einzug in die Hauptstadt gehalten hatten.

Der Mann mit der Butte rieb sich die Augen.

»Ich sehe nicht recht,« sagte er, »oder es ist die Morgatte!«

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Der Kutscher hieb auf die Pferde ein, die sich in einen mühseligen, ungleichen Trab setzten.

»Lieber Mann,« sagte Loriot, mit der Mütze in der Hand auf den Chiffonnier zutretend, »wir möchten wissen was ein Fiaker ist.«

Der Chiffonnier warf seinen Haken in die Butte, löschte seine Laterne aus und ging rasch hinter dem Wagen her.

Digitized by Google

II.

Das Geldsammeln.

Loriot schaute dem Chiffonnier nach.

»In Paris,« sagte er, »scheinen die Leute noch unhöflicher zu seyn, als auf der Landstraße.«

»Es ist ein armer Mann, der keine Bildung hat,« erwiederte Chiffon. »Ach, mein Gott, sieh doch Loriot!«

Die beiden kleinen Wanderer waren am Ende der Avenue Gabrielle. Sie standen ganz erstaunt still. Die Ursache dieses Erstaunens war weder der nur in undeutlichen Umrissen sichtbare Eintrachtsplatz, noch die Statuen, noch das Palais Bourbon, sondern der wahrhaft feenartige Anblick der Rivolistraße. So etwas hatten sie noch nicht gesehen; die strahlende Perspective, die sich auf einmal mitten in der Nacht vor ihren Blicken eröffnete, übertraf die abenteuerlichsten Träume ihrer Phantasie.

»O, wie schön!« sagte endlich Loriot. »Komm, komm, wir müssen dahin!«

Chiffon wollte nicht gehen. »Das ist noch nicht unser Weg,« sagte sie seufzend; »je glänzender und prächtiger, desto theurer .... Dort sind nur reiche Leute!«

Um sich aus dieser prunkenden Gegend, wo Alles so theuer ist, zu entfernen, wandten sich die kleinen Bretagner in die Rue Royale. Sie kamen aus dem Regen in die Traufe, aber das wußten sie nicht. Die Rue Royale hat nicht jene

Digitized by Google

blendende Doppelreihe von Gaslaternen, die eine beſtändige Illumination bilden und der ſchnurgeraden Rivoliſtraße einen ſo wundervollen Anblick geben.

»Ich habe Hunger!« ſagte Loriot, der die Magdalenenkirche zu bewundern vergaß.

Chiffon beging denſelben Fehler, aber ſie betrachteten Beide die Kaufläden, an denen ihr Weg vorbeiführte.

»In dieſer großen Straße,« ſagte ſie, auf die Boulevards deutend, »wird's doch Bäcker und Käſehändler geben? Komm!«

Sie betraten bald darauf den famöſen Asphalt, auf welchem täglich die eleganteſte, gewähltеſte Geſellſchaft ſpazierte.

»Höre, mein Loriot,« ſagte Chiffon ernſt, »wir ſind nicht nach Paris gekommen, um uns zu unterhalten, nicht wahr?«

»Sind wir etwa gekommen um uns zu langweilen?«

»Um zu arbeiten, um recht viel Geld zu verdienen und auszuruhen, wenn wir reich ſind.«

»Du haſt Recht, Chiffonnette, wir wollen nicht ſäumen.«

»Morgen wollen wir anfangen ... ich habe Muth.«

»Und ich bin auch kein Faullenzer. Aber ſiehſt Du noch keinen Bäcker?«

»Noch nicht.«

»Ich habe Hunger und Durſt.«

»Wenn ich nur wüßte,« fuhr Chiffonnette fort, »was wir arbeiten ſollten.«

»Das wird ſich ſchon finden,« meinte Loriot, »wir gehen hin wo viele Leute ſind, wie hier zum Beiſpiele, wir ſingen und tanzen, und ich ſchlage Rad.«

Chiffon beſann ſich. »Ich ſehe aber nirgends Jemand

Digitized by Google

tanzen und ſingen; das iſt vielleicht in Paris nicht Sitte ... Ach! ſieh die wunderhübſchen Häubchen!«

Sie ſtanden vor einem Putzwaarenladen. Loriot würdigte die hübſchen Hauben nur eines flüchtigen Blickes.

»Eine ſonderbare Straße!« ſagte er etwas unmuthig, »man kann hier weder Brot noch Käſe bekommen!«

»Und die Tücher!« fuhr Chiffonnette fort, »und die ſchönen geſtickten Sachen, wie weiß und ſauber!«

»Da ſieht man wenigſtens Leute, die trinken,« ſagte Loriot, vor einem Kaffehhauſe ſtill ſtehend, »ich will trinken!«

»Warte doch! es iſt beſſer, daß wir trinken wenn wir eſſen. Ach, und die ſchönen Mouſſeline! Es iſt doch wirklich wahr, Paris iſt das Paradies der Frauen!«

»Du bekommſt ſchon Luſt zu dem Flitterſtaat!« ſagte Loriot höhniſch.

»Würde ich mich nicht hübſch ausnehmen in ſolchem Putze?« fragte Chiffonnette.

Loriot würde ganz aufrichtig ja geſagt haben, aber er hatte einen leeren Magen und eine trockene Kehle, und dann verlor er die wenige Galanterie, deren er ſich rühmen konnte.

»Du biſt gar nicht häßlich, Chiffonnette,« erwiederte er, »aber ſolchen Putz tragen nur vornehme Damen.«

»Wie glücklich ſind die Pariſer Damen!« ſeufzte die Kleine.

»Wenn ich an deiner Stelle wäre,« mahnte Loriot, »ſo würde ich denken: dort ſitzen Mädchen, die arbeiten, ich könnte es auch ſo machen.«

Chiffonnette klatſchte erfreut in die Hände.

»Das iſt ein guter Gedanke, mein Loriot,« ſagte ſie,

Digitized by Google

ſchlang den Arm um ſeinen Hals und küßte ihn auf die Wange.

Loriot trat ganz verlegen zurück, weil er bemerkte, daß einige Herren und Damen ſtehen blieben und ihn anſahen.

Chiffon hatte laut geſprochen, wie alle Leute, die gewohnt ſind in freier Luft zu leben und ungeſtört zu plaudern. Sie hatte Loriot beim Namen genannt. Die Vorübergehenden hatten dieſen Namen gehört und bildeten einen Kreis.

»Was ſchauen denn die Leute?« fragte Chiffonnette, die keineswegs verlegen war.

»Du haſt mich geküßt,« flüſterte ihr Loriot zu; »das mußt Du nicht thun!«

»Zwei hübſche kleine Menſchen!« ſagte eine Dame in dem Zuſchauerkreiſe.

Ein dicker Herr erklärte im Schulmeiſterton:

»Das Elſaß iſt ein armes, übervölkertes Land. Ich weiß aus ſehr glaubwürdiger Quelle, daß jede Familie, die aus mehr als zwölf Kindern beſteht, einige derſelben nach Paris ſchickt.«

»Gibt es denn viele Familien, die mehr als zwölf Kinder haben?« fragte die Frau des dicken Herrn.

»Im Durchſchnitt,« erwiederte er, »ſind unter neunzehn Familien elf, die mehr als zwölf Kinder haben; ſieben unter neunzehn haben mehr als vierzehn; ſechs mehr als fünfzehn; vier mehr als ſechzehn und nur eine hat mehr als zwanzig.«

»Aber dieſe ſind aus der Normandie!« ſagte ein anderer Herr.

Der dicke Herr, der ſich auf keine Erörterungen einlaſſen mochte, ging mit ſeiner Frau fort und ſagte:

Digitized by Google

»Meine statistischen Angaben werden dadurch nicht entkräftet. Straßburg ist die Hauptstadt des Elsaß, das noch andere wichtige Städte besitzt, namentlich Mulhouse, das eigentlich Mühlhausen heißt. Die Elsasserinnen sind sehr geschickt und verfertigen unter Anderm kleine Besen aus weißem Holze; das andere Geschlecht jodelt sehr hübsch . . .«

»Du hattest mir versprochen,« unterbrach ihn seine Ehehälfte, »mich in das Café des Palais-Royal zu führen, um die Tirolersänger zu hören.«

»Das gehört gar nicht hierher,« erwiederte der dicke Herr; »wenn man so von einem Gegenstande zum andern überspringt, wird jedes ernste Gespräch unmöglich.«

Die Neugierigen wurden immer zahlreicher. Es ist bekannt, daß in Paris fünf müßige Gaffer hinreichend sind, um einen Straßenauflauf zu veranlassen. Die Kinder kamen mit ihren Bonnen und folglich auch die dienstfreien Soldaten. Alle Zungen waren in Bewegung, alle Augen auf die im hellen Lichte des Putzladens stehenden kleinen Bretagner gerichtet.

Man sagte: »Sieh die kleinen Auvergnaten an!« — »Die Kleine hat schönes Haar!« »Und die Holzschuhe!« — »Die kommen gewiß von der Sologne!« — »So eben küßten sie sich.« — »Wirklich! Das ist zu arg!« — »Mama, ich will sehen, wie sie sich küssen!« sagte ein kleiner Blondkopf.

Chiffonnette flüsterte ihrem ganz verdutzten Begleiter ins Ohr: »Jetzt ist eine gute Gelegenheit . . . wir bekommen gewiß deine Mütze voll Silberstücke!«

Sie nahm Loriot bei der Hand und stemmte die andere Faust in die Seite.

Digitized by Google

»Sie wollen tanzen!« sagten die Umstehenden. »Es sind Savoyarden!«

Die beiden Paar Holzschuhe begannen wirklich auf dem Asphalt zu klappen. Die Gesellschaft war zahlreich; wenn Jeder der Anwesenden ein Silberstück gab, so mußte die Einnahme recht glänzend ausfallen. Aber man muß ein Elsasser, ein Tyroler, ein Auvergnat oder Bretagner seyn, um an das Silbergeld der Pariser Pflastertreter zu glauben; die Pflastertreter würden die Casse eines Millionärs erschöpfen, wenn sie mit ihrem Silbergelde so freigebig wären.

Die »Litra,« der bretagnische Nationaltanz, beginnt mit einigen derben Tritten, die mehr von den Ferſen als von den Fußspitzen ausgeführt werden; dann klatschen die beiden Tänzer in die Hände, kehren einander den Rücken zu, machen dieselben Bewegungen, stellen sich wieder einander gegenüber, fassen sich bei den Händen und singen eine ziemlich eintönige Nationalmelodie.

Chiffon tanzte vor. Loriot, der noch nie vor einem so vornehmen Publicum seine Künste gemacht hatte, war etwas verlegen; aber die hochrothen Wangen standen ihm gar schön. Seine langen blonden Locken wallten auf die Schultern herab und wenn er seine großen dunkelblauen Augen aufschlug, fühlten sich alle Frauenzimmer unter fünfundzwanzig Jahren gerührt. Chiffonnette fand Beifall unter den Männern des Zuschauerkreises; die Kenner prophezeiten schon, daß sie ihr rothes Röckchen nicht lange mehr tragen werde.

Dies geschah nicht weit von der Rue de la Pair, auf dem Boulevard des Capucins. Als die beiden kleinen Bretagner eben das erste Couplet der Litra beendet hatten, drängte sich ein Mann in Seemannstracht, mit großen, schönen Ohr-

Digitized by Google

ringen, durch die Menge und ſtellte ſich in die vorderſte Reihe.

»Donner und Breſt!« ſagte er; »das iſt ja aus unſerer Heimat! . . . Komm her, Toto!«

»Ja, Vetter,« erwiederte eine ſchüchterne Stimme hinter dem Zuſchauerkreiſe.

Die Ohrringe des Seemannes erregten einen Augenblick die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden. Toto wäre gern zu ihm gekommen, aber er war zu beſcheiden, um ſich, wie ſein herzhafter Vetter, mit den Ellenbogen Bahn zu machen.

»Wir bekommen von Allen etwas,« flüſterte Chiffon ihrem Tänzer zu, als eine kleine Pauſe eintrat; »tanze nur gut, unſer Glück iſt vielleicht gemacht!«

»Ich habe Durſt!« erwiederte Loriot.

»Tanze nur! . . . wenn wir geſammelt haben, kannſt Du trinken ſo viel Du willſt . . .«

»Und eſſen werde ich auch!« ſetzte Loriot hinzu.

Die Holzſchuhe begannen wieder auf dem Asphalt zu klappen. Die neuere Tanzmuſik hat die Caſtagnetten zu Hilfe genommen, warum ſollte ſie die Holzſchuhe verſchmähen?«

»Friſch auf, ihr Kleinen!« rief der Seemann, als der Tanz wieder anfing.

»Keine Claqueurs!« ſagte ein eiferſüchtiger Gamin.

Chiffon und Loriot erkannten das derbe, gutmüthige Geſicht, das ſich vorgeſtern am Schlage des Poſtwagens gezeigt hatte, ſogleich wieder. Sie gaben ſich einen Wink, denn ſprechen konnten ſie nicht, weil ſie ſangen.

Roblot erinnerte ſich ebenfalls, die beiden Kleinen ſchon irgendwo geſehen zu haben.

Hinter dem Zuſchauerkreiſe hielt ein Wagen an. Der Kutſchenſchlag that ſich auf, ein Herr in eleganter, aber ein-

Digitized by Google

facher Kleidung ſtieg aus und hörte ebenfalls zu. Er war groß und konnte über die Köpfe hinwegſehen. Wer ihn beobachtet hätte, würde in ſeinen ſchönen, edlen Geſichtszügen eine auffallende Rührung bemerkt haben. Seine ausdrucksvollen Augen ſchienen die Worte des ehrlichen Roblot zu wiederholen: das iſt ja aus meiner Heimat!«

Es fehlte nur noch der Lumpenſammler aus der Avenue Gabrielle und die ſchöne Dame, die ihn um einen Fiaker geſchickt hatte. Der Lumpenſammler war auch aus der Bretagne, denn er hatte ja die »Morgatte« genannt und ſang die »Saboteuſe« von Lamballe in urſprünglicher Reinheit.

Die »Litra« war vielleicht nie beſſer getanzt und geſungen worden. Die beiden ſilberhellen Stimmen klangen prächtig zuſammen und die Holzſchuhe klappten ſo laut auf dem Aſphalt, daß man es fünfzig Schritte in der Runde hörte. Die Fenſter am Boulevard thaten ſich auf. Zum großen Glück ging kein Polizeiſoldat vorüber.

Roblot klatſchte mit ſeinen breiten Händen.

»Jetzt flink!« ſagte Chiffon; »zum Schluſſe mußt Du ein Rad ſchlagen!«

Loriot, der einmal im Zuge war, zog ſeine Holzſchuhe aus, nahm einen Anlauf und machte, wie die Sonne eines Kunſtfeuerwerkers umſchwirrend, die Runde um den Zuſchauerkreis.

Chiffon faßte ihre Schürze bei den Zipfeln, Loriot nahm ſeine wollene Mütze in die Hand und das Einſammeln begann. Wir würden fürchten uns einer Uebertreibung ſchuldig zu machen, wenn wir ſagen wollten, welche Summe die kleine Chiffon einzuſammeln hoffte.

Unter dem Könige Ludwig Philipp erfand der Marſchall Lobau ein neues ſinnreiches Mittel, die meuteriſchen Zuſam-

Digitized by Google

menrottungen auseinander zu treiben. Statt des zu mörderiſchen Schießpulvers wandte der Marſchall friſches Waſſer an; ſtatt der Kanonen ließ er Feuerſpritzen auffahren und die durch das kalteBad erſchreckten Unruheſtifter nahmen Reißaus vor dieſer grotesken Artillerie.

Alles veraltet, die Zeit ſchreitet fort. Die Feuerſpritze wird künftig wirkungslos bleiben, wir möchten uns daher die Erlaubniß nehmen, den Regierungen für die Zukunft ein einfacheres, beſſeres und wohlfeileres Mittel vorzuſchlagen: ſobald ſich eine gefahrdrohende Zuſammenrottung bildet, ſchicke die Behörde nur eine entſchloſſene, zuverläſſige Perſon mit dem Auftrage, Geld einzuſammeln, unter die Menge. Der Pariſer hat eine unüberwindliche Abneigung gegen das Geldeinſammeln. Vor dem Platzregen und folglich auch vor dem Waſſer, das die Feuerſpritzen ſchleudern, kann man ſich mit dem Parapluie ſchützen; vor dem Geldeinſammeln hingegen gibt es keinen Schutz, als Flucht.

Kaum hatte Chiffon ihre Schürze ausgebreitet und Loriot ſeine wollene Mütze hingehalten, ſo entſtand eine plötzliche Bewegung in dem Zuſchauerkreiſe. Einige der vorderſten Pflaſtertreter beiderlei Geſchlechts wurden überrumpelt und opferten einige Sous, um ihren Rückzug zu decken; aber während ſie in ihren Taſchen ſuchten, löſte ſich die Hauptmaſſe des Publicums auf und zerſtreute ſich nach allen Richtungen. Das Schauſpiel, das man nicht bezahlen wollte, wurde natürlich ſtark bekritelt.

»Wie albern und abgeſchmackt!« ſagte eine Dame.

Eine Frau mit einem großen Handkorbe erwiederte: »Die Polizei verbietet das Hauſiren mit Fleckſeife, und das iſt doch ein nützlicher Induſtriezweig; aber ſolchen Vagabunden ſagt man kein Wort!«

Digitized by Google

Der eiferſüchtige Gamin war ſchon weit entfernt und übte ſich im Krähen. Die ſoliden Ehepaare, die ſich bei dem Schauſpiel am Boulevard etwas verſpätet hatten, gingen nach Hauſe und ſprachen über die ungerechten Anſprüche Rußlands und über den hohen Preis des Geflügels.

Chiffon und Loriot befanden ſich zu ihrer Beſtürzung auf einmal vor acht bis zehn Perſonen, die ihren Sou gegeben hatten und dafür noch einen Tanz und ein Lied erwarteten.

Loriot hatte Thränen in den Augen; aber die kleine Chiffonnette bach in ein lautes Gelächter aus.

»Da iſt unſer Reichthum!« ſagte ſie, indem ſie vier Sous in ihrer Schürze ſchüttelte.

»Und ich habe ſo ſchön Rad geſchlagen!« klagte der arme Loriot.

Die zahlenden Pflaſtertreter warteten noch eine Weile, aber als ſie ſahen, daß die beiden Kleinen weiter gingen, zerſtreuten ſie ſich ebenfalls. Drei Perſonen folgten indeß dem jungen Künſtlerpaar: der Seemann mit den goldenen Ohrringen, ſein Begleiter Toto, der etwas hinter ihm zurückblieb, und auf der andern Seite des Trottoirs der elegante Herr, der aus dem Wagen geſtiegen war.

Auf einen Wink ſeines Herrn fuhr der Kutſcher im Schritt weiter.

Roblot, der Seemann, holte die beiden Kleinen in drei Sprüngen ein; er faßte die in Unordnung gekommenen Locken Loriot's mit der einen Hand und mit der andern ſtreichelte er der kleinen Chiffonnette das Kinn. Der elegante Herr ſtand ſtill und ſah zu.

»Nun, Kinder,« ſagte der Seemann mit ſeiner dröhnenden Stimme, »habt Ihr euren Louisd'or noch?«

Digitized by Google

Loriot ſah ihn argwöhniſch an. Chiffon ſtieß ſeine Hand zurück.

»Darum haben Sie ſich nicht zu kümmern,« antwortete ſie; »wenn man nur eure Kupfergroſchen hätte, würde man nicht viel Butter aufs Brot zu ſtreichen haben.«

Roblot hatte der kleinen Bretagnerin nichts in die Schürze geworfen. Zur Entſchuldigung des braven Matroſen müſſen wir jedoch ſagen, daß ſeine Börſe noch ſchlaffer war, als die der beiden Kleinen, denn er beſaß nicht einmal vierzig Franken, welche die jungen Abenteurer jeden Augenblick für ihr Goldſtück erhalten konnten. Roblot hatte die Bretagne mit einem Auftrage verlaſſen, der mit den im erſten Buche dieſer Geſchichte erzählten Ereigniſſen in Verbindung ſtand. Er hatte ſich verbindlich gemacht, eine wichtige Nachricht nach Paris zu bringen. Er hatte nur eine geringe Vergütung bekommen, denn der Abſender der Botſchaft war ein armer Mann. Toto machte nur ſehr beſcheidene Anſprüche, aber leben mußte er doch. Der gutmüthige Roblot hatte ſich mit der kleinen Summe, die gerade zur Beſtreitung der Reiſekoſten hinreichte, auf den Weg gemacht.

Unglücklicherweiſe hatte Roblot nicht die Adreſſe der Perſon, die er ſuchte. Das Geld ging auf die Neige, und Roblot hatte mit Toto eben ſeine letzte gute Mahlzeit gehalten.

Roblot war weit entfernt, den Vorwurf der kleinen Bretagnerin übel zu nehmen, aber der Gedanke an die ſchauerliche Leere ſeines ledernen Geldbeutels entlockte ihm einen Stoßſeufzer.

»Wer ſo weit von der Heimat immer Brot ohne Butter hat,« erwiederte er, »kann von Glück ſagen.«

Digitized by Google

Dann hielt er die Kleine unter einer Gaslaterne an und rief ſeinen Cameraden Toto.

Der elegante Herr ſtutzte, als er dieſen Namen hörte, und ſtand ebenfalls ſtill, um den armen Teufel, der hinter dem Matroſen ging, genau zu betrachten. Er vermochte einen Ausruf des Erſtaunens kaum zu unterdrücken.

»Was will der Herr von mir?« fragte Chiffon entrüſtet.

Loriot ballte die Fäuſte und machte ein grimmiges Geſicht.

»Komm hierher, Toto!« wiederholte der Seemann, »und geſchwind!«

»Da bin ich, Vetter,« antwortete der arme Teufel, vor das Mädchen hintretend.

Er ſtand gerade unter der Gaslaterne, die ihr helles Licht auf ſein hageres, blaſſes Geſicht warf. Der Unbekannte, der im Schatten ſtand, faltete die Hände und hielt das Schnupftuch aufs Geſicht; es ſchien faſt, als ob er Thränen in den Augen hätte.

»Iſt es ein Traum?« ſagte er für ſich.

Roblot hob ohne Umſtände das Kinn der Kleinen auf, um ſie beſſer ſehen zu laſſen und ſagte zu ſeinem Begleiter:

»Sieh, Toto . . . was ſagſt Du dazu?«

»Was ich ſage, Vetter?« erwiederte der arme Tropf mit zitternder Stimme.

»Erinnerſt Du Dich noch der kleinen Demoiſelle Victoria?« fragte Roblot.

Toto rieb ſich die Augen.

In dieſem Augenblicke trat der Unbekannte raſch näher und ſchloß Toto Gicquel in ſeine Arme.

Digitized by Google

»Was iſt das?« ſagte der Matroſe, der das Kinn der kleinen Chiffonnette los ließ.

Die müßigen Pflaſtertreter ſtanden wieder ſtill, als ſie ſahen, wie ein Dandy im eleganten ſchwarzen Frack einen zerlumpten armen Teufel in ſeine Arme ſchloß.

Toto war ganz verblüfft; ſein Geſicht wurde todtenbleich, als er den Unbekannten anſah.

»Der Schäfer von Tréguz!« ſtammelte er, und ſeine Knie wankten. »Sulpice! lieber Sulpice! . . . der liebe Gott hat mein Gebet erhört!«

III.

Roblot.

Der Doctor Sulpice zog Toto Gicquel bis hinter ſeinen Wagen. Roblot und die beiden Kleinen hatten die letzten Worte nicht gehört. Der dicke Herr, der ſeiner Frau vorhin ſo intereſſante ſtatiſtiſche Mittheilungen über die Bevölkerung des Elſaß gegeben hatte, kam nach einer Abendpromenade zurück.

»Dies iſt eine jener Thatſachen, die den großen Haufen in Erſtaunen ſetzen,« ſagte er und zeigte ſeiner Frau den eleganten Herrn und den zerlumpten armen Teufel, die einander in den Armen hielten. »Dieſe Gruppe hat etwas Frappantes. Man glaubt darin die Löſung eines Räthſels zu erblicken. Es gibt viele dramatiſche Situationen im wirklichen Leben, und auf der Bühne hält man ſolche Situationen für unwahrſcheinlich! Ich behaupte, daß das Ambigu, die Porte Saint-Martin und das vormalige Théâtre hiſtorique,

Digitized by Google

trotz ihres Rufes übertriebener Effecthaſcherei, immer weit hinter den Fügungen des Schickſals zurückbleiben. Dieſe Behauptung mag zu gewagt ſcheinen, aber ich mache mir nichts daraus. Wer mir beweiſen kann, daß ich Unrecht habe, trete auf.«

Die Ehehälfte des dicken Herrn antwortete nicht, ſie war alſo nicht im Stande, den Gegenbeweis zu führen.

»Toto! mein armer Toto!« ſagte Sulpice; »ich glaubte, Du wäreſt lange todt.«

»Ich wußte wohl, daß Sie ein gelehrter und vornehmer Mann geworden ſind,« erwiederte Toto, »aber wie habe ich Sie denn wieder erkannt? ... Sie waren ein blutjunges Bürſchchen, und jetzt ſind Sie ein ſo ſchöner, ſtattlicher Herr geworden!«

Sulpice betrachtete mit inniger Rührung den Gefährten ſeiner Kindheit.

»Du haſt Dich nicht verändert, Toto,« ſagte er.

Toto ſchüttelte lächelnd den Kopf. »Ich werde mich nicht einmal im Tode verändern, lieber Herr Sulpice. Ich bin ſo beſchaffen, ich thue und denke immer dasſelbe; ich dachte gerade an Sie und deshalb habe ich Sie erkannt.«

»Du dachteſt an mich?«

»Ja, aus mehren Gründen ... Erſtens haben wir Sie in Paris geſucht, mein Vetter und ich.«

»Wirklich! Wer iſt denn dein Vetter?«

»Roblot, der Matroſe.«

»Der einſt unter meinem Vater diente!« ſagte der Doctor überraſcht und trat auf den Matroſen zu.

»Die kleinen Vöglein ſind davon geflogen,« ſagte Ro-

Digitized by Google

blot, der ſich ebenfalls näherte. »Wenn Ihr fertig ſeyd, wollen wir an unſere Arbeit gehen ... Komm, Toto.«

»Ja, Vetter,« antwortete Toto, ohne von der Stelle zu gehen. »Und zweitens, Herr Sulpice, dachte ich an Sie wegen der beiden Kleinen, von denen der Vetter ſpricht, ſie ſeyen aus unſerer Heimat.«

»Kennſt Du ſie?« fragte der Doctor lebhaft.

»Ich habe ſie einmal auf der Landſtraße geſehen.«

»Ich auch,« dachte der Doctor.

Roblot war nicht näher gekommen; er wußte nicht was er von der langen Unterredung denken ſollte, und begann das Benehmen Toto's reſpectwidrig zu finden.

»Toto!« rief er in verweiſendem Tone.

»Ja, Vetter.«

»Willſt Du etwa hier ſchlafen?«

Toto ſah den Doctor unſchlüſſig an und antwortete: »Ich weiß nicht, Vetter.«

Es hing von Sulpice ab; denn Toto hatte inzwiſchen ſeinen Herrn gewechſelt.

»Warum hat mich dein Vetter Roblot geſucht?« fragte Sulpice.

»Wegen der beiden Kinder ...«

Dieſe Worte erinnerten ihn an die beiden kleinen Bretagner, die er ſo eben auf derſelben Stelle geſehen hatte. — Chiffon und Loriot ſtanden etwa fünfzig Schritte von da vor einem Kaufladen.

»Was für Kinder?« fragte er.

»Der Sohn Magdalenens,« erwiederte Toto ſeufzend, »und die Tochter Victoria's.«

»Ich habe ſie wieder gefunden,« ſagte Sulpice.

Digitized by Google

»Nein,« ſagte Toto erſtaunt, »wiſſen Sie das gewiß, Herr Sulpice?«

»Ich glaube es,« antwortete Sulpice nach kurzem Beſinnen, als hätte er's ſich ſelbſt einreden wollen.

Dann trat er auf Roblot zu und ſagte zu ihm:

»Ich bin Sulpice von Tréguz; was haben Sie mir zu ſagen?«

Roblot wich einige Schritte zurück und nahm ſeinen lackirten Hut ab.

»Donner und Breſt!« ſagte er, nachdem er ihn eine Weile forſchend angeſehen hatte; »Sie ſehen ihm famös ähnlich! Sie ſind größer und ſchlanker als der Patron, aber ganz ſeine Augen haben Sie. Tauſendſapperment! Sie wären ein ſchmucker Seemann geworden! Wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen dem ſeligen Patron zu Liebe die Hand drücke?«

Der Doctor reichte ihm die Hand. Toto wiſchte ſich die Augen, um ſeinen kleinen Sulpice, der ihm über den Kopf gewachſen war, beſſer zu ſehen. Er hätte gar gern von vergangenen Zeiten geplaudert; ſein Herz wallte über und die Zunge wollte ſich kaum bezähmen laſſen. Aber Sulpice und Roblot ſprachen leiſe mit einander, und der arme Toto getraute ſich nicht den Mund aufzuthun.

Sulpice ſagte zu ihm, indem er auf Chiffon und Loriot deutete, die langſam von einem Kaufladen zum andern gingen:

»Laß' ſie nicht aus den Augen!«

Toto ſtellte ſich auf die Lauer, wie ein Jagdhund.

»Ich war acht Jahre bei Ihrem Vater, Herr Sulpice,« ſagte Roblot, der ſeine Rührung hinter einer barſchen Manier zu verbergen ſuchte; »er war ein echter Seemann, ein Bretagner von wahrem Schrot und Korn. Sie müſſen gut

Digitized by Google

und muthig ſeyn wie er, das ſieht man . . . Man ſagt indeß drüber im Küſtenlande, Ihr Vater ſey noch nicht gerächt . . .«

»Gerächt?« wiederholte Sulpice zerſtreut, und ſah nach der Uhr.

»Auch Victoria von Roſtan noch nicht,« fuhr der Matroſe fort, »und auch der junge Marquis nicht . . kurz, Keiner von denen, die Ihnen gut waren und in der Blutnacht umgekommen ſind.«

»Die Todten ſind bei Gott,« erwiederte der Doctor leiſe. »Ich habe an die Lebenden gedacht . . . Sie können doch nicht ſo weit hergekommen ſeyn, um mit mir von den Todten zu reden.«

»Aber Sie hatten doch Ihren Vater ſehr lieb . . .« entgegnete der Matroſe.

Sulpice machte eine ungeduldige Bewegung.

»Mein Vater ſieht mich,« ſagte er; »ich habe gethan was in meinen Kräften ſtand.«

Roblot ſchwieg einen Augenblick; er konnte nicht begreifen, wie dem Doctor nicht die Zornglut ins Geſicht ſtieg, als ihm vorgeworfen wurde, daß der Tod ſeines Vaters nicht gerächt ſey.

»Was wiſſen Sie von dem Sohne Magdalenens und von der Tochter Victoria's?« fragte der Doctor.

»Der alte Méruel,« antwortete Roblot, »iſt in die andere Welt hinüber gegangen . . . ich mußte ihm vor ſeinem Ende verſprechen, nach Paris zu gehen und Ihnen Nachricht zu geben . . .«

»Ich habe ihn lange geſucht,« unterbrach ihn Sulpice.

»Er war von Saint-Caſt entwichen,« erwiederte Roblot, »weil man ihm Schuld gab, er ſey dem jungen Mar-

Digitized by Google

quis bei der Landung behilflich geweſen . . . die Zollwächter hatten Lärm gemacht, um die Aufmerkſamkeit der Juſtiz abzulenken: ſie glaubten, die drei Menſchen in der Nacht todtgeſchoſſen zu haben, weil ſie blindlings gefeuert. Es hat mehr als ein Spitzenſchmuggler glänzende Geſchäfte gemacht, denn die Grünröcke getrauten ſich in der Nacht nicht mehr, ein Gewehr abzufeuern . . . Der alte Nicolas Méruel war in Jerſey, als Sie kamen. Er hat wohl errathen, daß die drei Gräber auf dem Friedhofe zu St. Caſt Ihr Werk waren. Er ſagte: Sulpice konnte in Holz ſchnitzen, er hat wohl die Namen in den Stein hauen können . . . und wenn er für die drei Verſtorbenen betete, ſprach er immer ein Ave für Sie dazu . . . Als ich von meiner letzten Reiſe zurückkam, beſuchte ich ihn, wie gewöhnlich, denn wir waren Verwandte, wie Sie wiſſen. Ich fand ihn ſeinem Ende nahe; er hatte etwas auf dem Gewiſſen und war nicht ruhig, trotz der Abſolution des Prieſters . . . Als er mich ſah, warf er ſeine armſelige Decke ab und richtete ſich auf. — Ach, Vetter,« ſagte er, »ich erkenne Dich wohl: als Du klein warſt, lehrte ich Dich ſchöne Lieder. Biſt Du ein guter Chriſt?« — Ich antwortete: »Ja, obſchon ich meine dummen Streiche nicht jeden Samſtag Abend beichte.«

»Die beiden Kleinen gehen fort!« ſagte Toto herbeieilend.

Der Doctor ſah die beiden Kleinen wirklich am äußerſten Ende des Boulevard. Noch einige Schritte, und ſie verloren ſich unter der Menge. Er ſah wieder nach der Uhr.

»Toto, Du mußt ihnen nachgehen,« ſagte er, »hörſt Du wohl: Du darfſt ſie nicht aus den Augen laſſen, wenn ſie auch aus der Stadt gehen . . .«

»Und wenn ſie zehn Meilen weit gehen!« ſetzte Toto hinzu.

Digitized by Google

»Wenn ſie in ein Haus gehen,« fuhr Sulpice fort, »ſo warte eine halbe Stunde in der Straße Tournon Nro. 8.«

»Straße Tournon Nro. 8,« wiederholte Toto, um die Adreſſe ſeinem Gedächtniß einzuprägen.

Dann lief er fort. — Sulpice öffnete die Thür ſeines Wagens.

»Steigen Sie ein,« ſagte er zu dem Matroſen.

Roblot gehorchte.

»Rue-Neuve-des-Mathurins Nro. 23!« rief er ſeinem Kutſcher zu. »Fahre ſchnell, ich habe mich verſpätet.«

Der Wagen rollte raſch über das Steinpflaſter hin.

»Sacrebleu!« ſagte Roblot, »hier ſitzt man noch beſſer als in der Rotonde!«

»Sie ſprachen von dem Tode des armen Nicolas Méruel,« unterbrach ihn Sulpice. »Fahren Sie fort.«

»Ich ſagte ihm alſo, ich ſey ein guter Chriſt, und das iſt die Wahrheit. Er antwortete: »Dann bitte Gott, daß er mir meine Sünden vergebe.« — Die Wirthſchafterin war da, eine alte bärbeißige Vettel. Ich ſah wohl, daß er in ihrer Gegenwart nicht reden mochte; ich ſagte daher: »Tante, ich möcht' ein Glas trinken, denn es iſt ein kalter ſalziger Nebel.« — Sie nimmt die Kienfackel und geht in den Keller. Der alte Nicolas fängt an zu weinen wie ein Kind. »Herr Gott,« ſagte er, »wenn ich ſchreiben könnte! Vetter Roblot, wenn Du mir verſprechen willſt, zu thun was ich Dir ſage, ſo werde ich ruhig ſterben.« — Ich verſprach's ihm, denn er war ein braver Mann und hatte uns mehr als einmal gute Dienſte geleiſtet, wenn wir mit einer Ladung Spitzen ankamen. »So höre, ſagte er: der Sohn des Patron

Digitized by Google

Sulpice hat die Tochter der Frau Magdalena geheirathet; er iſt Arzt in der großen Stadt und verdient viel Geld.« — Kurz und gut, der Alte ſagte mir, Sie wären Capitän oder noch mehr im Civil, und Sie hätten Diplome und Pergamente, und die erſten Aerzte reichten Ihnen nicht an die Waden . . . Davon werde ich bei einer andern Gelegenheit reden, denn meine linke Wade macht mir manchmal viel zu ſchaffen, es muß das Zipperlein oder ſo etwas darin ſitzen . . . Sie können ſich denken, wenn man immer im Waſſer ſteht . . .«

Der Wagen rollte im raſchen Trabe in die Straße der Chauſſée d'Antin.

»Der alte Nicolas,« fuhr Roblot fort, »gab mir zu verſtehen, daß Sie ein gutes Herz haben. Das brauchte er mir gar nicht zu ſagen; es verſteht ſich von ſelbſt: wie könnte auch der Sohn des Patrons ein ſchlechtes Herz haben. Ich hab's ja auch geſehen, als Sie meinen Vetter Toto, den armen Jungen, herzten und küßten. Er hat mir oft von Ihnen erzählt und von dem großen Buche, worin Sie ganz allein ohne Schulmeiſter leſen lernten und ſo ſchöne Bilder ſchnitzten . . . Doch ich wollte von dem alten Nicolas erzählen. »Vetter,« ſagte er zu mir, »ich habe etwas auf dem Gewiſſen. Ich hatte der Verſtorbenen verſprochen, die Kleinen nicht zu verlaſſen . . .« Ich wußte wohl wo ihn der Schuh drückte, aber ich ſagte nichts. Er ſprach weiter: »Das abſcheuliche Weib! Sie ließ die armen Kleinen hungern, und eines Morgens ſagte ſie zu mir: ſie müſſen fort, oder ich gehe! . . . Sie wußte, daß ſie mich umſtrickt hatte und daß ich ohne ſie nicht leben konnte. Ich ſteckte ihnen die Taſchen voll Brot und ließ ſie fortgehen . . . Seitdem habe ich ſie nicht wieder geſehen.«

Digitized by Google

Der Doctor hörte aufmerkſam zu, und gleichwohl würde ein ſcharfer Beobachter ſogleich errathen haben, daß ihn andere Gedanken beſchäftigten. Er fragte: »Hat Ihnen der alte Méruel geſagt, welchen Namen die Kinder in ihrer Heimat führten?«

»Der Knabe der Frau Magdalena hieß Jean,« antwortete Roblot, »und die andern Kinder pflegten ihn Loriot *) zu nennen, weil er beſſer als eine Amſel pfiff. Das Mädchen, das Nicolas Méruel unter der Eiche zu St. Caſt fand, hatte auf der Bruſt ein Blatt aus einem Gebetbuche der armen Demoiſelle Victoria, und auf dem Blatte ſtand der Name Marie. Die Kleine hatte das goldene Kreuz ihrer Mutter am Halſe. Im Hauſe und im Dorfe nannte man ſie Chiffon, weil die Dame aus dem Schloſſe ſie oft liebkoſte, wenn ſie aus der Kirche kam, und dabei immer ſagte: Quel beau petit Chiffon!«

»Fernand!« ſagte der Doctor, mit ſich ſelbſt redend, »und Virginie . . . warum ſollten ſie die Namen gewechſelt haben?«

»Wer hat den Namen gewechſelt?« fragte Roblot.

»Sie haben die Kinder wohl nie geſehen?« fragte Sulpice, ſtatt zu antworten.

»Nein,« erwiederte der Matroſe; »aber ich erinnere mich der Frau Magdalena, als ſie noch ein Kind war, und der alte Nicolas ſagte mir, der kleine Jean ſey ganz ihr Ebenbild. Auch Marie ſoll ihrer Mutter ſehr ähnlich ſeyn . . .«

»Und deshalb,« unterbrach ihn der Doctor, »deshalb ſahen ſie den kleinen Bretagner ſo aufmerkſam an?«

*) Loriot, der Pfingſtvogel.

Digitized by Google

»Ja, die Kleinen fielen mir auf; man findet freilich oft ſonderbare Aehnlichkeiten.«

»Was ſagte Toto Gicquel dazu?«

»Toto hatte Thränen in den Augen, aber er iſt ein armer Tropf.«

»Halten Sie ihn für fähig, den Auftrag, den ich ihm gegeben, zu vollziehen?«

»Toto iſt treu wie ein guter Hund,« erwiederte Roblot, »er wird die beiden Kleinen nicht aus den Augen laſſen und wenn ſie bis ans Ende der Welt gehen. Jetzt will ich von dem alten Vetter Nicolas weiter erzählen. Ich ſah wohl, daß es mit ihm zu Ende ging, er fing ſchon an zu röcheln. »Vetter,« ſagte er noch, »die Roſtans waren gute Herren, und ich hatte die kleine Magdalena mit ihrer Schweſter Victoria oft auf den Knien gewiegt; meine Reue iſt aufrichtig, aber meine Sünde iſt groß und ich fürchte den Tod.« »Ich will für Euch beten, Vetter,« ſagte ich. Der Alte athmete ſchwer auf, dann ſprach er weiter: »Nur Sulpice, der Sohn des Patrons, liebt das Haus Roſtan wie es ſich gebührt; Irene iſt ſeine Frau, und er hat ſeiner Zeit Tag und Nacht gearbeitet, um Magdalena zu ernähren, als ſie ſchwach und krank und hilflos mit der kleinen Irene von uns fortging. Mein einziger Wunſch, meine inſtändige Bitte iſt, gehe nach Paris und ſuche Sulpice auf.« — Ich verſprach's ihm. Er reichte mir die Hand, die ganz feucht und kalt war. »Gott lohne Dir's!« ſagte er ſo leiſe, daß ich ihn kaum verſtehen konnte; »der Sohn des Patrons war Schäfer in Tréguz; er hat Glück, das iſt gewiß, und er iſt auch nicht wie andere Leute, er wird die Kinder gewiß wiederfinden.«

In dieſem Augenblicke hielt der Wagen an. Sulpice fuhr auf, als ob er aus einem Traume erwachte.

Digitized by Google

Der Doctor lehnte ſich zum Wagen hinaus und ſchaute auf dem entgegengeſetzten Trottoir die ganze Straße hinunter. Dann muſterte er das gegenüber ſtehende Haus. Die meiſten Jalouſien waren geſchloſſen. Im vierten Stocke waren die Umriſſe einer Geſtalt zu bemerken; es war ein junger Mann, der auf dem Balcon ſtand und aus einer türkiſchen Pfeife rauchte.

»Sie hören nicht mehr zu,« ſagte Roblot.

»O ja, ich höre,« erwiederte Sulpice, der dem Anſcheine nach ganz ruhig blieb.

»Ich habe Ihnen nicht viel mehr zu ſagen. Dreimal hörte der alte Nicolas von den beiden Kleinen; ſie ſangen und tanzten auf den Märkten.«

»Sie ſangen und tanzten!« wiederholte Sulpice; »die Beiden, die wir geſehen haben, ſangen und tanzten auch. Sollte ſie Gott wirklich auf meinen Weg geführt haben!«

»Von der Bretagne nach Paris,« ſagte Roblot, »iſt ein weiter Weg ...«

»Die beiden Kleinen haben ihn aber gemacht,« erwiederte der Doctor.

Roblot zögerte, dann fuhr er fort:

»Der alte Méruel wußte nicht recht, wer der Herzog von Roſtan war, der das Schloß, die Mühlen, die Waldungen und Alles was die Roſtans vor der Revolution beſaßen, zurückgekauft hat. Er ſagte mir, Alles dies wird vielleicht der Tochter Victoria's und dem Sohne Magdalenens zufallen, wenn nicht Sulpice Alles für ſeine Frau Irene behält.«

Roblot warf dem Doctor einen verſtohlenen Blick zu. Sulpice lächelte wehmüthig.

»Irene!« wiederholte er.

*

Digitized by Google

Roblot drückte ihm die Hand.

»Nichts für ungut,« ſagte er gerührt. »Ich will Vertrauen zu Ihnen haben, wie ich Vertrauen zu Ihrem Vater hatte. Jetzt kommt das Ende. Es kam ein vormaliger Lakai der Marquiſe, Namens Lapierre ...«

Sulpice ſtutzte.

»Die Morgatte hatte ihn abgeſchickt,« ſetzte Roblot hinzu. »Dieſer Lapierre bot dem alten Nicolas Geld, um zu bezeugen ...«

»Was ſollte er bezeugen?« fragte der Doctor.

»Der Lakai ſagte, er werde die beiden Kleinen wohl wiederfinden, aber es handle ſich dabei um ihre ... ihre ... kurz, um etwas, das von den Geſetzen verlangt wird.«

»Ihre Identität?«

»Ganz recht ... Der alte Nicolas wollte mich eben warnen, als die Hausglucke mit dem Kruge aus dem Keller kam. — »Trinkt,« ſagte ſie und ſchenkte mir einen Becher voll, »der Cider iſt beſſer als das Gefaſel meines Alten, der ſchon lange kindiſch iſt.« — Nicolas zog mich an ſich und flüſterte mir zu: »Du haſt mir's verſprochen!« ſagte er. — »Und ich werde mein Verſprechen halten.« — »Merke Dir's wohl: Jean ... Maria ... das goldene Kreuz ... Gott ſegne Dich!« — Er machte die Augen zu, denn das Sprechen war ihm ſauer geworden. Er fing wieder an zu röcheln und ſtammelte noch einige Worte ...«

In der ſtillen, menſchenleeren Straße hörte man plötzlich das Rollen eines Wagens. Sulpice hatte nicht aufgehört zu lauſchen und zu beobachten, obſchon er dem Matroſen zuhörte. Als der Wagen näher kam, konnte Roblot bemerken, daß der Doctor tiefer und ſtärker athmete. Es war ein Miethcabriolet, das vor dem Hauſe Nro. 23. anhielt. Sulpice

Digitized by Google

ſchien freier aufzuathmen und ſah zum dritten Male nach der Uhr.

»Fünf Minuten mehr als die Stunde,« ſagte er für ſich.

»Ich habe meine Beſtellung gemacht,« ſagte Roblot. »Jetzt habe ich Sie um zweierlei zu fragen: Iſt Frau Magdalena todt?«

Sulpice ſchwieg, wie früher, als die Marquiſe Aſträa dieſelbe Frage an ihn gerichtet hatte.

»Kann ich ihre Tochter Irene ſehen?« fragte Roblot weiter.

»Ja,« antwortete Sulpice.

Es folgte eine Pauſe. Roblot ſah ihn an und ſchien zu zögern.

»Sapperlot!« ſagte er, plötzlich losbrechend, »ich glaube faſt, daß ich mein Geld und meine Zeit für den König von Preußen hingegeben habe! . . .«

Sulpice ſah ihn etwas verwundert an; der Matroſe hatte einen ernſten Ton angeſtimmt.

»Freund,« antwortete er, »mein Vater war der Diener Roſtan's, er widmete ihm ſein ganzes Leben. Bis jetzt habe ich's gemacht wie mein Vater; ich bin Arzt, ich habe Alles gelernt was die Wiſſenſchaft bietet; es gibt Augenblicke, wo mein Geiſt über die Grenzen der Wiſſenſchaft hinaus, ſtrebt; es wäre meine Pflicht, meinem Geiſte freien Lauf zu laſſen und ihm auf der unbekannten Bahn zu folgen, aber der Menſch hat nur ein Leben, und die Stunden des Lebens ſind gezählt; ich lege meinem ſtrebenden Geiſte die Zügel an und bleibe in den engen Grenzen einer vorgeſchriebenen Thätigkeit, weil mir mein Vater ſagte: ſey treu, und weil die Erinnerung an meinen Vater ſtärker iſt, als mein Wiſſens-

Digitized by Google

drang und mein Streben nach Macht . . . Vielleicht verſtehen Sie mich nicht ganz, Freund Roblot; ich ſpreche in dieſem Augenblicke mehr für mich ſelbſt als für Sie . . . Gott wird mir verzeihen, daß ich meinem Vater gehorche; es werden Andere kommen, deren Geiſt feſſellos iſt und die vollbringen werden was ich hätte thun können.«

Der Doctor kam in Eifer; er bemerkte es und fuhr mit größerer Ruhe fort:

»Wenn Magdalenens Sohn, der leibliche Bruder meiner Frau, und Victoria's Tochter wirklich am Leben ſind, ſo ſollen ſie reich werden und den Namen Roſtan zu höheren Ehren bringen, als irgend einer ihrer Vorfahren. Irene hat als meine Frau keine Anſprüche: die Güter des Hauſes Roſtan dürfen den Nachkommen des Patron Sulpice nicht zufallen. Alles für ſie, nichts für uns!«

»Das iſt ſchön von Ihnen!« ſagte Roblot mit einem kräftigen Händedruck. »Gott wird es Ihnen vergelten!«

»Irene hätte auch reich ſeyn können,« ſagte er halblaut und mit ſchmerzlichem Lächeln; »ſie hätte einen berühmten Namen . . .«

Er hielt plötzlich inne, denn ſeine Aufmerkſamkeit wurde durch das Cabriolet gefeſſelt, das umkehrte und drei Häuſer weiter anhielt. Eine ſchwarz gekleidete Dame ſtieg aus und klopfte an das Hausthor von Nro. 27; ſie trat ein, kam aber ſogleich wieder heraus und klopfte an die Thür des Hauſes Nro. 25.

»Steigen Sie aus,« ſagte der Doctor und öffnete die Wagenthür.

Seine Stimme war ſo verändert, daß Roblot inſtinctmäßig gehorchte.

Digitized by Google

»Sie wird ſogleich wieder herauskommen,« ſetzte der Doctor leiſe hinzu; »ſtellen Sie ſich an das andere Trottoir, und wenn ſie an die nächſte Hausthür kommt, nennen Sie den Namen: Solange!«

»Solange!« wiederholte der Matroſe.

Sulpice nickte bejahend.

Die ſchwarz gekleidete Dame kam wirklich aus dem Hauſe Nro. 25 wieder heraus. Zwiſchen Nro. 23 und Nro. 25 war eine Gaslaterne. Als ſie einen Mann auf dem Fahrwege bemerkte, wendete ſie raſch das Geſicht ab, und die Lichtſtrahlen fielen nur auf die Sammtmantille und den Hinterkopf des Hutes.

Der Doctor lauſchte. — Oben vom Balcon rief eine Stimme: »Hier!«

Sulpice ſchaute hinauf und bemerkte die Umriſſe der Geſtalt, die ſich über das Geländer lehnte. Ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn.

Die Unbekannte legte die Hand an den kupfernen Thürklopfer des Hauſes Nro. 23; — da trat Roblot einen Schritt vor und rief halblaut: »Solange!«

Die junge Dame zog die Hand zurück und ſah ſich um. Roblot und Sulpice bemerkten nun ihr Geſicht. Der Matroſe wich beſtürzt bis zum Wagen zurück und ſtammelte: »Madame Magdalena!«

Die Hausthür that ſich auf. Die junge Dame verſchwand.

»Steigen Sie wieder ein!« gebot Sulpice mit feſter Stimme.

»Ich bin von Sinnen!« ſagte Roblot, indem er ſeinen Platz wieder einnahm; »Madame Magdalena würde jetzt zwanzig Jahre älter ſeyn, als dieſe!«

Digitized by Google

IV.

Die Goutte d'or.

Vor der Barrière Poissonnière ist eine düstere, schmutzige, starkbevölkerte Häusermasse, die den vielversprechenden einladenden Namen Goutte d'or (Goldtropfen) führt. Es sind viele Ortschaften vor der Barrière nach einem vielbesuchten Wirthshause benannt worden. Selbst in Paris haben manche volksthümliche Benennungen einen ähnlichen Ursprung.

Die Goutte d'or erfreut sich, trotz des anlockenden Namens, keines guten Rufes unter den Pariser Handwerkern. Es ist nicht Belleville, das so reich ist an großartigen Wirthshäusern und kahlen Akazien, deren dunkles Laub durch grünes Gitterwerk so angenehm ersetzt wird. Es ist nicht Ménilmontant, das so stolz ist auf die Nachbarschaft der Courtille, der wahren Heimat der Polka, des Paradieses der Soldaten, die zu allen Unterhaltungen nur den halben Eintrittspreis zahlen. Es ist nicht einmal La Chapelle, das in der Woche voll von Lastwagen und Waarenballen ist, an Sonntagen aber durch geschniegelte Commis verschönert wird. Noch weniger ist es das elegante Montmartre, wo die Arbeiterinnen den Kellnern schöne Trinkgelder geben, wenn diese so galant sind, sie für Loretten zu halten.

Es ist ein Vergnügungsort, weil er zwischen zwei Barrieren liegt, aber ein trauriger, düsterer Vergnügungsort. Es gibt Vergnügungen von allen Farben. In der Goutte d'or spielen die Unterhaltungen stark ins Schwarze. Wir

Digitized by Google

kennen Leute, die keineswegs hohe Anſprüche machen und in gewiſſen Gaſthäuſern der Goutte d'or bei einem Glaſe Wein verdurſten würden.

Der bloße Anblick dieſes Eden ſchnürt das Herz zuſammen. Im Sommer brennt die Sonne in den mit elenden Häuſern beſetzten Straßen und man glaubt in das afrikaniſche Klima verſetzt zu ſeyn; im Winter findet man Schlammbäche, mit Ausnahme der Hauptſtraße, die ein Kothſee iſt.

Die Südgrenze bildet eine lange Reihe von Trödelbuden. Der Temple, das Muſeum garſtiger Lumpen, iſt nichts dagegen; der Temple beſitzt überdies ſeine Schätze. Wer den Trödelmarkt am äußern Boulevard betritt, fragt ſich mit Schaudern, wer dieſen Plunder wohl kaufen mag; man glaubt zu träumen oder einem Gaukelſpiel ſich ſelbſt verhöhnender Narren beizuwohnen.

Der Trödelmarkt nimmt viel Platz ein. Der Fußweg iſt bis an die kleinen räudigen Bäume mit den verſchiedenſten Gegenſtänden überſäet. Man hat eine reiche Auswahl: da ſieht man verroſtete und durchlöcherte Blechöfen, Pfannen ohne Stiel, zerbrochene Taſſen, groteske Stiefel und Schuhe, Röcke ohne Aermel; Hoſen, die kein Chriſtenmenſch anziehen könnte, ohne die Polizeiſoldaten ſchamroth zu machen; Koffer ohne Deckel, krumm gebogene Schlüſſel, Vogelkäfige ohne Stangen, Stühle ohne Sitz, invalide Schämel, Kochtöpfe ohne Boden, Blaſebälge ohne Leder — kurz, ein abenteuerliches Gemiſch von ſchmutzigen, zerbrochenen, verſtümmelten Gegenſtänden, deren Gebrauch ein Räthſel iſt.

Auch die bildenden Künſte ſind hier vertreten. Man kann hier zerriſſene Kupferſtiche und Bruchſtücke von Gypsfiguren kaufen, um einen Salon zu zieren; man findet aus-

Digitized by Google

geſtopfte Vögel, denen die Motten alle Federn abgefreſſen haben, und ſogar Oelgemälde, denen nichts fehlt als die Hälfte des Rahmens und die Farbe, die vor Zeiten die Leinwand bedeckte. Ich fand ſogar ein Buch: es war keine Anweiſung zur Kaninchenzucht, ſondern ein bei der ſiebenundvierzigſten Seite beginnendes Criminalgeſetzbuch.

Im Sommer werden neben dieſen Reliquien räudige Kirſchen und ausſätzige Pflaumen, zu jeder Jahreszeit faule Aepfel verkauft.

Am berühmteſten iſt die Goutte d'or durch die Deputirtenkammer der Pariſer Lumpenſammler, die ihre Sitzungen in der Kronengaſſe hält. Dieſe impoſante Verſammlung ſoll ſehr talentvolle Redner haben; ſie beſchäftigt ſich gemeiniglich mit wichtigen ſtaatsöconomiſchen und auf die intellectuelle und moraliſche Bildung der Nation bezüglichen Fragen. Kurz, die Goutte d'or iſt das Waſhington der Chiffonniers. Die Vorſtadt St. Marcel und die Umgebungen der Thronbarriere mögen eine zahlreichere lumpenſammelnde Bevölkerung aufzuweiſen haben, aber die Goutte d'or iſt der Mittelpunkt der leitenden Comités, der Sitz des Congreſſes.

Um dieſelbe Zeit wo der Doctor Sulpice und Roblot die ſchwarz gekleidete Dame aus dem Cabriolet ſteigen ſahen, hielt ein anderes Cabriolet, in welchem ebenfalls eine ſchwarzgekleidete verſchleierte Dame ſaß, in der Hauptſtraße der Goutte d'or an einem Orte an, deſſen genauere Bezeichnung uns nicht geſtattet iſt.

Im Ganzen iſt ſich dieſer armſelige Ort ſeit langen Jahren gleich geblieben; allein das Etabliſſement, vor welchem das Cabriolet anhielt, hat ſeitdem beträchtliche Veränderungen erfahren. Es war damals ein ziemlich großes, aber ſehr baufälliges Gebäude, in deſſen Inneres man durch einen

Digitized by Google

langen, ſchmalen, mit großen Kieſeln gepflaſterten Gang gelangte. Dann kam man an zwei ſteile Wendeltreppen, die man nur mit Hilfe des ſchmutzigen Seiles, welches in alten Häuſern die Stelle des Geländers zu vertreten pflegt, erſteigen konnte. Hinter der zweiten Treppe war ein unregelmäßiger, ſchmutziger Hof, der auf der andern Seite von einem noch größern und noch baufälligern Hauſe begrenzt wurde. Dieſes Haus hatte drei Stockwerke und eine Reihe Dachluken. Die kleinen Fenſter gaben dem Gebäude ein ſonderbares Anſehen.

Hinter dieſem Hauſe befand ſich ein mit Lehmhütten umgebener Hof. Ein erſtickender Geruch erfüllte hier die Luft. Es war ein Lumpenmagazin unter freiem Himmel. Fünfzehn bis zwanzig hohe Unrathhaufen wurden hier beſtändig durchwühlt. Die Lehmhütten dienten zur Aufbewahrung der ausgeſuchten Gegenſtände, die beiden Häuſer waren von Lumpenſammlern bewohnt. Das zweite zumal war wohl bekannt oder vielmehr berüchtigt; es hatte dreihundertvierzig Zellen, in denen die Chiffonniers übernachteten. Es war wenig Platz und gar keine Luft, aber jede Zelle enthielt einen langen, ſargförmigen Koffer mit halbverwittertem Stroh, welches ein ſehr weiches Bett bildete.

Hier hatte Biſtouri ſein Hôtel garni. Der brave Mann kaufte alle eingeſammelten Gegenſtände um den halben Preis, und Jedermann hatte bei ihm Credit bis zu dem Betrage von dreißig Sous, natürlich gegen Einſetzung eines Pfandes. In der Regel mußte man ihm am folgenden Tage fünfunddreißig Sous zurücklaſſen. Das war keineswegs Wucher und dreißig Sous, zur rechten Zeit geliehen, können einem Geſchäftsmanne von großem Nutzen ſeyn. Die Lumpenſammler nennen ihr Gewerbe »das Geſchäft,« als ob ſonſt gar keine Ge-

Digitized by Google

ſchäfte exiſtirten, ſo wie Rom vor Zeiten »die Stadt« genannt wurde.

In dieſem großen Logirhauſe, das den ganzen Raum zwiſchen der Hauptſtraße und der Kronengaſſe einnahm, konnte Biſtouri mehr als achthundert Leute »vom Geſchäft« beherbergen. In den gemeinſchaftlichen Schlafſälen bezahlte man zwei Sous, für eine Zelle fünf Sous.

In der großen Barrake, welche die ganze linke Seite des erſten Hofes einnahm, befand ſich eine Küche. Dieſen officiellen Titel führte ein gräuliches Laboratorium, wo namenloſe, unbeſchreibliche Speiſen zubereitet wurden. Die Miethsleute Biſtouri's bezahlten zwei Sous, die auswärtigen Tiſchgäſte drei Sous für eine Portion. Auf beiden Seiten des ſchmalen Ganges, an der Straße, waren zwei kleine Kaufläden; in dem einen wurde Branntwein, in dem andern Speck und Käſe feilgeboten.

Mit ſeinem Hôtel garni und den damit verbundenen Induſtriezweigen friſtete Biſtouri, wie er ſagte, kümmerlich ſein Leben. Außerdem hatte er eine ziemlich ausgebreitete ärztliche Praxis; wer ſich zu wohl befand, durfte ſich nur an ihn wenden, Biſtouri zapfte ihm für ein ſehr mäßiges Honorar zehn Unzen Blut ab, und Kranken aller Art verkaufte er um fünf Sous ein graues Univerſalpulver. Dieſe verſchiedenen Beſchäftigungen hinderten ihn nicht, Großhandel zu treiben und jeden Morgen den Inhalt von dreihundert Butten im Hofe aufzuſpeichern. — Es gab alte Schlauköpfe, die behaupteten, der alte Biſtouri habe irgendwo Millionen verſteckt.

Als das Cabriolet anhielt, ſtieg die verſchleierte Dame raſch aus, befahl dem Kutſcher zu warten und wollte in den langen dunkeln Hausgang gehen.

Digitized by Google

Der Kutſcher war abgeſtiegen; er ſah das Haus an und machte eine Grimaſſe.

»Mütterchen,« erwiederte er mit argwöhniſcher Vertraulichkeit, »es iſt ein hübſches Stück Weges von der Avenue Gabrielle hierher . . . bezahlen Sie mich.«

Die Dame ſuchte ihre Geldbörſe. Der Kutſcher durch dieſe Bereitwilligkeit beſänftigt, ſetzte hinzu:

»Nichts für ungut, Madamchen . . . Schaun Sie, ich kenne dieſe Spelunke: ſie hat drüben an der Kronengaſſe einen Ausgang, und während ich hier warte . . .«

Die Unbekannte brachte ihn durch ein Zehnfrankenſtück zum Schweigen.

Sie ſind wunderhübſch, die kleinen Goldſtücke! ſie ſcheinen eigens für zarte Frauenhände geprägt zu ſeyn.

Der Kutſcher nahm ſeinen lackirten Hut ab und begann ſich zu entſchuldigen, aber die verſchleierte Dame war ſchon in dem langen dunkeln Gange verſchwunden.

»Ein ſo zartes Dämchen fährt in die Gouttd'or,« ſagte der Kutſcher, indem er wieder auf ſeinen Bock ſtieg, »und zehn Franken Fuhrlohn . . . das iſt verdächtig!« — Er ſchlug Feuer, um ſeine Pfeife anzuzünden. — »Im Grunde kann es mir gleichgiltig ſeyn. Das Frauenzimmer iſt ſchön, das muß ich ſagen . . . und der alte Quackſalber Biſtouri hat Spieße . . .«

Der Leſer weiß, daß die Unbekannte aus der Avenue Gabrielle kam. Sie war es, die den beiden kleinen Bretagnern das erſte Pariſer Räthſel aufgegeben hatte. Die beiden Kleinen hatten ſie im Lichte der Gaslaterne als die Dame erkannt, die den Trüffelkönig auf der Reiſe von Rambouillet nach Paris begleitet hatte. Die Erinnerungen des Lumpenſammlers, den ſie um einen Fiaker geſchickt hatte, reichten

Digitized by Google

weiter zurück, denn er nannte einen Namen, der sich auf längstvergangene Begebenheiten bezog: er hatte sie — die Morgatte genannt!

Die Morgatte — denn sie war es wirklich — ging rasch durch den schmalen dunkeln Gang, und ihre wunderhübschen Füßchen wußten mit einer Gewandtheit, die nur den Katzen und den Pariserinnen eigen, die in der Mitte rinnende Gosse zu vermeiden. Nachdem sie etwa zwanzig Schritte gegangen war, streckte sie die Hand aus, um die erste Treppe zu suchen; aber sie besann sich und untersuchte den Boden mit dem Fuße.

Sie fand bald die erste Stufe. Sie stieg hinauf; sie schauderte, als sie die kalte feuchte Mauer an ihrer Wange fühlte. Die Treppe war steil. Sie wankte und ergriff das eiskalte, klebrige Seil. Ein leiser Schrei des Schreckens drang aus ihren bebenden Lippen hervor.

Die Marquise Aſträa konnte mit ihrem verwöhnten Geschmack, mit ihren übertriebenen Bedürfnissen und Ansprüchen als das Vorbild einer Modedame gelten. Für sie dufteten die Junirosen kaum frisch genug, für sie war der feinste Atlas und Sammt kaum weich genug anzugreifen. Aber die Morgatte — der Leser kennt sie aus früherer Zeit, wo sie mit ihren Holzschuhen und ihrem gestreiften Röckchen dem Wind und Regen trotzte, wo sie im Kuhstall schlief und dem Quacksalber für ein Stück Brot die Strümpfe flickte — die Morgatte lachte über den Ekel der Marquise. Sie wollte ja eben zu dem alten Bistouri, sie kannte den Weg, der zu ihm führte. Sie ergriff herzhaft das Seil und kam in den ersten Stock.

Hier war nur eine Thür. Die Morgatte klopfte. Keine Antwort. Die Marquise hörte nur sprechen. Anfangs glaubte sie zwei Stimmen zu unterscheiden und hielt das Ohr ans

Digitized by Google

Schlüſſelloch. Sie hörte folgende Worte: »Es iſt nichts mehr, es wird alle Tage ſchlechter! Sonſt machte man in jeder Butte einen guten Fund . . . bald dies bald das, aber heutzutage findet man nichts mehr!«

»Es iſt Jemand bei ihm,« dachte die Morgatte; ſie war ſchon im Begriff ſich zu entfernen.

»Nichts, gar nichts!« fuhr Jean Touril fort. »Man findet keine Ehrlichkeit mehr. Was thun die Spitzbuben? ſie ſtecken alles Gute, das ſie finden, in die Taſche und in die Butte werfen ſie nur altes Papier und ſchmutzige Lumpen... ein Band oder ein Stückchen Spitze wird in die Taſche geſteckt . . . wenn man buttenweiſe verkauft, muß man Alles in die Butte werfen.«

Jean Touril ſchwieg. Die Marquiſe lauſchte, um die Antwort zu hören. Ein lauter Huſten unterbrach die Stille. Dann fuhr der Quackſalber fort:

»Es iſt merkwürdig, daß ich ſeit achtzehn Jahren nicht eine einzige Banknote gefunden habe!' Jetzt will ich ein paar Züge rauchen, und dann zu Bett! . . .«

Neue Pauſe und keine Antwort. Die Morgatte ſchaute durch das Schlüſſelloch. Sie ſah Jean Touril, der zwiſchen einigen Lumpenhaufen ſaß und Feuer ſchlug. Er war allein. Sie klopfte ſtärker.

»Wer iſt da?« fragte Biſtouri verdrießlich.

»Machen Sie auf,« erwiederte Aſträa, »ich bin's.«

Jean Touril hörte auf Feuer zu ſchlagen und ſah triumphirend nach der Thür hin.

»Wer iſt da?« fragte er gleichwohl zum zweiten Male.

»Ich, Aſträa!« ſagte die Marquiſe ungeduldig.

»Gut, gut, Coquinette,« erwiederte er. »Ich komme

Digitized by Google

ſchon . . . ich bin nicht mehr ſo flink auf den Füßen, wie vor Zeiten.«

Die Thür that ſich auf. Ein heißer, widerlicher Qualm kam der Marquiſe entgegen. Sie hielt das Schnupftuch auf den Mund und trat ein.

»O, ich bin ganz allein,« ſagte Touril, als er bemerkte, daß ſich Aſträa im Zimmer umſah.

Es war eine ſehr niedrige, aber große Stube, deren Wände mit abgeblaßten, zerriſſenen Tapeten nur unvollſtändig bedeckt waren. Die Einrichtung beſtand aus einem elenden Bett, zwei oder drei Koffern, einem baufälligen Tiſch und einem halben Dutzend alter Strohſtühle. Eine brennende Unſchlittkerze ſtak in einem ganz mit Grünſpan bedeckten Leuchter, und ein plumper gußeiſerner Ofen verbreitete eine glühende Hitze.

Dieſe Meubles würden nicht zu viel Platz eingenommen haben, aber eine Menge der verſchiedenſten Gegenſtände lag auf dem Fußboden zerſtreut, und außer einigen an der Wand aufgethürmten Lumpenhaufen waren die Stühle und der Tiſch mit einem abenteuerlichen Muſeum bedeckt, und an den Wänden hingen Fetzen in allerlei Geſtalten und aus allen möglichen Stoffen.

»Machen Sie das Fenſter auf,« ſagte die Marquiſe, als ſie eintrat, »man erſtickt ja hier.«

Jean Touril machte eben ſorgfältig die Thür zu.

»Es iſt dieſen Abend eine Hundekälte,« antwortete er, »und ich bin froſtig geworden, ſeitdem ich meine Heimat verlaſſen habe. Die Stube iſt groß und die Fenſter ſind nicht verſtopft. Ich will meine Pfeife anzünden, das verbeſſert die Luft.«

Er warf ſich behaglich in ſeinen großen Armſeſſel.

Digitized by Google

»Thue als ob Du zu Hauſe wäreſt, Mignonnette,« ſetzte er hinzu, denn das Duzen war ihm zur Gewohnheit geworden. »Nimm die Stoffe von dem Seſſel dort, aber verdirb ſie mir nicht.«

Die Marquiſe entſchloß ſich mit Widerſtreben, die »Stoffe« zu berühren, die aus einem Päckchen namenloſer Lumpen beſtanden. Aber ſie war nicht gekommen, um die Spröde zu ſpielen. Trotz der Mahnung des Wucherers ſtieß ſie die Lumpen auf den Fußboden und ſetzte ſich.

Die Hitze des mit Cokes geheizten Ofens entwickelte wahrhaft hölliſche Dünſte. Aſträa erwartete mit Sehnſucht den Tabakrauch.

Sie öffnete ihr Riechfläſchchen. Biſtouri ſah ſie verſtohlen lachend an.

»Habt Ihr ihn geſehen?« fragte die Marquiſe.

Biſtouri nickte bejahend. »Er iſt ein Modearzt; er trägt einen nagelneuen ſchwarzen Frack und eine ſchneeweiße Cravate. Er ſieht dem Patron Sulpice ſehr ähnlich. Er wohnt ſchön, hat eine prächtige Bibliothek ... kurz, es ſcheint ihm gut zu gehen.«

»Wo habt Ihr erfahren?«

Touril zündete ſeine Pfeife an. Die Morgatte wartete mit großer Ungeduld.

»Oho!« ſagte er, die Pfeife aus dem Munde nehmend, »die Frau Marquiſe fühlt ſich wohl gar beleidigt durch meinen vertraulichen Ton? Wir können ſchon einen andern Ton anſtimmen!«

»Ihr könnt mit mir reden wie es Euch gefällt, Jean Touril,« erwiederte die Marquiſe; »das iſt mir ganz gleichgiltig.«

Digitized by Google

»Das läßt ſich hören, mein Schätzchen. Es macht mir Spaß, wie vormals mit Dir zu reden ... wir waren freilich achtzehn Jahre jünger. Weißt Du noch, wie ich Dich mit dem großen Roſtan am Strande fand?«

»Ich bin nicht gekommen, um von vergangenen Zeiten zu ſprechen,« ſagte Aſträa trocken.

»Er iſt ausgeartet,« fuhr Jean Touril fort, »er hat ſich mehr als je dem Trunk und den Weibern ergeben; er war freilich von jeher ein Taugenichts. Aber was für ein Geſicht machſt Du, Coquinette? Du geberdeſt Dich ja, als ob Dir der Boden unter den Füßen brennte!«

»Ich habe keine Zeit ...«

»Aber ich habe Zeit ... Du könnteſt wohl etwas artiger ſeyn gegen deinen alten Jean; wir haben uns gar viel zu ſagen ... Was haſt Du mit den ſiebenhunderttauſend Franken deiner Pathe gemacht? Sprich, aber aufrichtig, ich will es wiſſen. Du haſt mir meinen Antheil geſtohlen ... Du haſt recht gethan, ich nehme Dir's nicht übel ... ich glaube auch reicher zu ſeyn als Du.«

»Ich bin ſehr arm,« erwiederte die Marquiſe, »wenigſtens für den Augenblick.«

»Wirklich? Erzähle mir Alles, Du brauchſt Dich nicht zu fürchten, ich leihe Dir kein Geld,« ſagte er lächelnd. »So! Du biſt alſo arm, trotz der Geſchenke des Trüffelkönigs? Der große Roſtan iſt ein Gimpel und Du biſt auch nicht ſo klug wie ich glaubte. Ich will Dir ſagen was Dir fehlt ... Du wirſt Dich wundern, mein Schätzchen, daß ich ein Denker geworden bin. Weißt Du wohl, daß ich mich herzlich freute, mit meinen Siebenſachen in der Serviette davon zu kommen? Du ſpotteteſt damals über mein Bündel und über den Topf, wo ich meine Erſparniſſe verſteckte. Aber es

Digitized by Google

waren ſchöne Sachen in dem Bündel und blanke Thaler in dem Topf. Freilich eine Kleinigkeit in Vergleich mit deinen ſiebenhunderttauſend Franken. Aber deine Schätze ſcheinen längſt davon geflogen zu ſeyn, meine Thaler hingegen haben geheckt.«

Aſträa ſchlug den Schleier zurück und nahm den Hut ab, wahrſcheinlich wegen der erſtickenden Hitze. Jean Touril rückte das Licht näher, um ihr Geſicht beſſer zu ſehen.

»Du biſt ſchön, mein Kind,« ſagte er ernſthafter; »Du biſt ſehr ſchön. Warum haſt Du in deinem Leben nur eine Schlacht gewonnen? Andere, die Dir nicht das Waſſer reichen, ſteigen Tag für Tag ein Bischen höher und erreichen am Ende die höchſte Stufe; Du hingegen biſt ſeit deinem erſten Siege immer tiefer geſunken. Und er hatte doch genug Blut gekoſtet! Du biſt jung und mit einem prächtigen Namen hierher gekommen; Du nahmſt Dich doppelt geiſtreich aus neben deinem dummen, ungeſchlachten Marquis, der doch auch ſein Glück hätte machen können. Du kamſt mit einem ſehr hübſchen Vermögen hierher; kurz, Du hatteſt Alles, was die Menſchen blenden kann; die Vorurtheile hinderten Dich nicht; Du glaubteſt weder an Gott noch an den Teufel, und hatteſt bewieſen, daß Du lebende Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen weißt . . . Coquinette, Du hatteſt deine Laufbahn begonnen wie eine Jeanne d'Arc in deiner Art; willſt Du auch auf dem Scheiterhaufen enden?«

Das Geſicht der Marquiſe blieb unbeweglich wie eine Marmorbüſte: ihre Augen waren auf Jean Touril gerichtet, aber ſie drückten nichts, nicht einmal Verachtung aus.

»Ich weiß nicht wie ich enden werde,« erwiederte ſie kalt und gleichgiltig.

*

Digitized by Google

»Was gibſt Du mir,« ſagte Jean Touril, »wenn ich Dir das Geheimniß deines Sturzes enthülle?«

»Ich bin nicht geſtürzt und werde nicht ſtürzen,« entgegnete die Marquiſe lächelnd; »ich will für jedes verlorne Hunderttauſend eine Million wieder gewinnen.«

»Bravo!« ſagte Jean Touril; »ich wünſche es, denn dieſes Mal muß ich meinen Antheil haben.«

»Ich bin hieher gekommen, um Euch euern Antheil zu bringen . . . Seyd Ihr reich genug, um hunderttauſend Thaler zurückzuweiſen? . . . nicht etwa in ſchönen Verſprechungen, ſondern baar . . .«

»Baar!« wiederholte Jean Touril, deſſen Lippen bebten.

Er wiſchte ſich die Stirn mit ſeinem baumwollenen Schnupftuche ab, dann legte er ſeine erloſchene Pfeife auf den Tiſch, rückte den alten Lehnſtuhl zu dem nächſten Lumpenhaufen und begann wieder Lumpen zu ſortiren. — Aſträa ſah ihm lauernd zu.

»Hunderttauſend Thaler!« wiederholte er; »es iſt ein hübſches Sümmchen, aber nicht genug, um dem Doctor Sulpice beizukommen.«

Digitized by Google

V.

Die Ueberraſchung.

Der Fiaker wartete noch immer vor der Thür. Es mochte zehn Uhr Abends ſeyn. Die tiefe Stille wurde durch ſchwere Fußtritte unterbrochen, und der Kutſcher ſah eine Laterne dicht am Boden leuchten. Es war ein Wochentag, die meiſten Schenken waren leer, und nur von Zeit zu Zeit ſah man eine dicke Geſtalt an den Häuſern hinſchleichen.

»Eine verſpätete Kundſchaft des alten Biſtouri!« dachte der Kutſcher.

Biſtouri war in gewiſſen Kreiſen ſehr bekannt.

Die bewegliche Laterne, die den Erdboden ſtreifte, wurde wirklich von einem philoſophiſch ausſehenden Lumpenſammler getragen. Er ging gebückt und mit krummen Knien unter der Laſt ſeiner Butte. Der Mann war dem Greiſenalter nahe; er würde groß geweſen ſeyn, wenn er gerade gegangen wäre. An ſeinen breiten Schultern konnte man ſehen, daß ihm nöthigenfalls noch große Muskelkraft zu Gebote ſtand, aber dieſe Kraft ſchien abgenutzt oder eingeſchläfert.

Das Licht ſeiner Laterne ſchien ihm in das herabgebeugte Geſicht. Es war das Geſicht eines vom Schickſal hart mitgenommenen Schurken; nur in ſeinen Augen war noch Leben und Energie, aber ſeine Augen wichen den Blicken Anderer faſt immer aus, und man ſah unter dem formloſen, ausgezackten Hutrande nur eine erdfahle, von einem grauen Barte halb bedeckte Maske.

Digitized by Google

Als er näher kam, erkannte der Kutſcher in ihm den Mann, der ihn zwei Stunden zuvor gerufen hatte, um aus der Allee Gabrielle eine Dame abzuholen. Der Leſer erinnert ſich des Lumpenſammlers, der hinter den kleinen Bretagnern ging und ein Lied trällerte. Er war ebenfalls aus der Bretagne, und wir haben ihn wahrſcheinlich vormals im Erdgeſchoß des Schloſſes Maurepar geſehen, wo es am Sterbetage der alten Marquiſe ſo toll herging.

»Aha!« ſagte er, vor dem Fiaker ſtillſtehend, »ich fürchtete Euch nicht mehr hier zu finden.« — Dann trat er noch einen Schritt näher und fragte: »Iſt ſie noch bei dem Alten?«

»Wer?«

»Das hübſche Dämchen.«

»Was kümmert das Euch?«

»Sie iſt alſo noch da . . . ſchönen Dank!« ſagte der Chiffonnier, der ſich abwandte, ſeine Laterne auslöſchte und in den dunkeln Gang trat.

»Es muß der Mühe werth ſeyn,« dachte er, in dem Gange forttappend, »zu erfahren, was Jean Touril und die Morgatte mit einander zu thun haben.«

Jean Touril und die Morgatte plauderten noch immer wie alte Freunde und ſagten ſich gegenſeitig die Wahrheit. Seit dem Augenblicke, wo wir ſie allein gelaſſen haben, war eine halbe Stunde verfloſſen. Biſtouri hatte noch eine Pfeife angezündet und die Marquiſe begann ſich mit Hilfe ihres Riechfläſchchens an die Atmoſphäre der Stube zu gewöhnen.

Sie ſaß in halb liegender Stellung auf ihrem Stuhl, ihr ſchönes üppiges Haar bildete einen reizenden Rahmen um ihr ruhiges Geſicht, in welchem nach und nach ein Anflug von Spott ſichtbar wurde. Ihre nachläſſige Haltung zeigte die

Digitized by Google

ſchönen Umriſſe ihrer ſchlanken Geſtalt, und die weiten Falten ihres ſeidenen Kleides glänzten ariſtokratiſch in den dürftigen Umgebungen.

Jean Touril ſchien ſich an dem Contraſt zu weiden.

»Du irrſt Dich, Prinzeſſin,« ſagte er, ſeinen Lehnſtuhl näher rückend.

Aſträa betaſtete ſeine Knie. — »Immer geflickt!« ſagte ſie lachend.

»Ja wohl,« erwiederte Touril, »ungeflickte Hoſen kann ich nicht leiden.«

»Ich habe beſſer genäht,« fuhr die Marquiſe fort.

»Ja, das iſt wahr, Coquinette,« ſagte der alte Wucherer.

»Wie alt ſeid Ihr, Onkel?« fragte ſie, plötzlich das Geſpräch abbrechend.

»Es iſt kein Spaß mehr, mein Püppchen . . . ich gehe in das ſechzigſte Jahr.«

»Und wie viel Geld habt Ihr?«

Biſtouri legte ſein Geſicht in ernſthafte Falten.

»Was kümmert Dich das?« murrte er.

»Ich ſollte Euch beweiſen, daß Ihr Euch irret, alter Jean«, erwiederte die Marquiſe, »und das thue ich.«

»Was hat denn mein Alter mit meinem Gelde zu thun?« entgegnete er.

»Wenn ich Euch beweiſe, daß Ihr ein Narr ſeyd,« unterbrach ihn die Marquiſe, »ſo gebe ich Euch einen Beweis von meiner Klugheit. Ihr machet mir Vorwürfe, daß ich den theuer erkauften Reichthum Noſtan's von Maurepar verthan... ich habe ihn nicht verthan, ſondern angelegt. Was würdet Ihr an meiner Stelle gethan, wozu eüren Antheil benutzt

Digitized by Google

haben? Alle Millionen der Welt könnten in eure Caſſe fallen und Ihr würdet immer geflickte Hoſen tragen!«

»Ich ſage Dir ja, es iſt Liebhaberei!«

»Nun, ich laſſe es gelten; ich hingegen verlange von dem Golde Alles, was es zu gewähren vermag ... Ihr verwahret eure Banknoten hinter Schloß und Riegel, ich wechſele die meinigen gegen Genüſſe um. Wir wollen den ſchlimmſten Fall ſetzen und annehmen, ich würde auf einem Strohlager ſterben: ich würde dann einen Tag, vielleicht eine Woche leiden, nachdem ich viele Jahre im Glücke, von Luxus und Eleganz umgeben, gelebt habe. Angenommen, Ihr wäret vor eurem Ende zehnmal Millionär, wie es euer Wunſch und Streben iſt: Ihr würdet dann den unendlichen Schmerz haben, Euch von euren Schätzen trennen zu müſſen.«

»Reden wir nicht davon!« ſagte Jean Touril, dem ganz unheimlich zu Muth wurde.

»Wem werdet Ihr eure theuern Millionen geben, Onkel?« fuhr die Morgatte fort, indem ſie ſich zu ihm neigte.

»Ich werde hundert Jahre alt,« murrte der alte Filz.

»Aber wem werdet Ihr nach hundert Jahren eure geliebten Millionen geben?«

Jean Touril rückte unruhig auf ſeinem Seſſel hin und her.

»Ich habe keine Millionen!« ſagte er verdrießlich; »weißt Du, wie viele Trachten man verkaufen muß, um eine Million zuſammen zu bringen? Und wenn ich Millionen hätte, warum ſollte man's auf der Straße ausrufen? Hier vor der Barrière iſt's nicht recht geheuer ... Niemand ſoll mich beerben!« ſetzte er zornig hinzu. »Was ich erworben habe, iſt mein! Es geht mir wie Dir: ich liebe keinen Men-

Digitized by Google

ſchen. Vormals hatte ich Dich ein bischen lieb, weil ich Dich für ſparſam hielt . . . Ha! ha! mich beerben! Haſt Du etwa auf meinen Nachlaß gezählt, Coquinette?«

»Nein,« antwortete Aſträa.

»Daran haſt Du ſehr wohl gethan.«

Die Marquiſe faßte ſeinen Arm.

»Ich ſage Euch, Ihr ſeid ein Narr, alter Jean,« ſagte ſie langſam und mit Nachdruck. »Ihr jaget einem Hirngeſpinſte nach . . . das Gold iſt nichts für mich, und Ihr ſeid mitten in eurem Ueberfluß ärmer als ein Bettler. Ich bedaure Euch!«

Jean Touril lachte und blinzte mit den Augen.

»Ich häufe Gold auf, um es zu beſitzen,« ſagte er, »ſo wie Du Böſes thuſt, um Böſes zu thun. Morgatte, mein Püppchen, der Geiz iſt eine gewöhnliche und uralte Sünde: ein Adel, der vor der Sündflut ſeinen Urſprung hat . . . Gold aufhäufen iſt ein Ziel, ein Lebenszweck; aber das mit Blut erkaufte Gold in ein bodenloſes Faß werfen, das iſt Tollheit! Wenn Du wenigſtens ein Kind hätteſt! . . .«

»Ich habe etwas Beſſeres,« unterbrach ihn Aſträa.

»Du haſt Dich, nicht wahr?«

Aſträa winkte ihm Schweigen zu, aber es dauerte eine kleine Weile, ehe ſie wieder das Wort nahm.

»Er ſelbſt weiß nicht,« ſagte ſie endlich langſam und mit ganz veränderter Stimme, »er ſoll nie wiſſen wie ich ihn liebe. Wenn er's wüßte, würde ich mich fürchten; denn zwiſchen zwei menſchlichen Weſen iſt nur eine gewiſſe Summe der Liebe möglich: zu viel Liebe auf der einen Seite weckt Kälte auf der andern . . .«

Digitized by Google

»Was faſelſt Du da?« ſagte der alte Wucherer ganz erſtaunt; »Du wäreſt verliebt, Coquinette?«

Aſträa faßte ihren Kopf mit beiden Händen. — Jean Touril wollte noch ſcherzen und ſetzte hinzu:

»Womit liebſt Du denn? ein Herz haſt Du ja nicht . . .«

Aſträa warf ihm einen Blick zu, vor welchem er zurückſchreckte, als ob die Spitze eines Dolches vor ſeinen Augen geblitzt hätte.

»Du würdeſt mich nicht mehr verſtehen,« ſagte ſie, »wenn Du auch einſt fähig geweſen wäreſt mich zu verſtehen. Es iſt mein Verhängniß, ich fühle es . . . ich leide Schmerzen, aber ich würde ſie nicht für die Freuden des Paradieſes geben. Ich habe oft geliebt, zuerſt den Marquis Anton von Maurepar, der mich groß und glücklich gemacht haben würde, wenn er gewollt hätte . . . ich hatte ein Herz, ein Wort der Liebe würde mich gerettet haben . . . ich habe ein Herz, denn meine Hoffnungen, meine Wünſche, mein Leben gehören mir nicht mehr. Ich lebe nur in ihm; ich würde ſterben, wenn er mich täuſchte; ich lebe weil er mich liebt.«

»Wie alt iſt er?« fragte Jean Touril, der ganz ruhig die Daumen drehte.

Die Marquiſe erröthete, ſchlug die Augen nieder und antwortete:

»Zwanzig Jahre.«

Jean Touril brach in ein lautes Gelächter aus.

»Ich dachte es wohl,« ſagte er. »Das iſt köſtlich, Coquinette! man ſieht, daß Du alt wirſt!«

Aſträa richtete ſich ſtolz auf, nahm das Licht und hielt es nahe an ihr Geſicht.

»Sieh mich an, Jean,« ſagte ſie triumphirend. »Ich

Digitized by Google

ſehe mich täglich an, aber die erſte Runzel iſt noch fern. Sind meine Augen nicht mehr ſo feurig als ſonſt? Sieh mein Haar, meine Zähne, mein Geſicht, meinen Wuchs: habe ich mich verändert?«

»Zwanzig Jahre?« wiederholte der alte Wucherer.

»Ich bin jünger als er,« erwiederte die Marquiſe.

»Du wirſt im December 36 oder 37 Jahre alt . . .«

Aſträa ſtellte das Licht wieder auf den Tiſch.

»Ihr könnt mich nicht erſchrecken, Freund Jean,« erwiederte ſie mit ihrem ruhigen, ſtolzen Lächeln: »ich kenne kein ſchöneres Weib als ich bin.«

»Und Du verſicherſt, daß er Dich liebt?« fragte Jean Touril.

»Ich glaube es . . . Wenn ich es gewiß wüßte, wozu brauchte ich dann die Millionen des Herzogs?«

»Dein ſchöner Jüngling hat alſo nicht genug an deinem Herzen und an einer Hütte ſtill und ländlich?« höhnte der alte Filz.

»Ich,« erwiederte die Marquiſe ernſt, »ich würde mit ihm gern in Armuth leben.«

»Wie lange?«

»Immer.«

Jean Touril lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen rannen.

»Alter Jean,« ſagte die Marquiſe, die wieder einen andern Ton anſtimmte, »glaubſt Du denn, ich ſey gekommen, um mich von Dir verſpotten zu laſſen? Du ſollteſt nur wiſſen wie ich meinen Fernand liebe . . .«

»So! Fernand heißt er?« unterbrach ſie der alte Wucherer; »er iſt's alſo?«

»Schweig, ich will Dich in den Stand ſetzen, meine

Digitized by Google

Liebe zu beurtheilen . . . ſonſt würdeſt Du mir vielleicht nicht gehorchen.«

»Ich gehorche, Coquinette.«

»Schweig! . . . Du kennſt das Vermögen des Trüffelkönigs?«

»So ziemlich.«

»Der Trüffelkönig hat mir ſeine Hand angetragen.«

Jean Touril machte große Augen.

»Ich habe ihm einen Korb gegeben,« fuhr Aſträa fort; »ich will Fernand heirathen.«

»Aber ohne das Vermögen des Trüffelkönigs zu verlieren.«

»Um ſein Vermögen zu bekommen, muß ich ein Dir bekanntes Hinderniß aus dem Wege räumen . . .«

»Den ewigen Doctor?«

»Ich habe Dich ſchon gebeten, mich nicht zu unterbrechen, alter Jean,« ſagte Aſträa, ernſt verweiſend; »ich bin gekommen, um deine Hilfe in Anſpruch zu nehmen oder vielmehr zu erkaufen, da Du nichts verſchenkſt . . . Du ſcheinſt meinen Antrag ablehnen zu wollen: Sulpice flößt Dir Furcht ein; Du biſt auch vielleicht ſchon zu reich . . . ich bin arm und habe nichts zu verlieren; ich liebe Fernand, wie ich vormals das ferne Paris liebte, das ich mir voll Herrlichkeit und Wonne dachte. Wenn mir damals Jemand in den Weg getreten wäre . . .« Sie brach ab und fuhr nach kurzem Beſinnen fort: »Ich habe in irgend einem Roman von einem Lumpenſammler geleſen, der einer Marquiſe gefährlich zu werden drohte. Der Lumpenſammler war ſo arm wie eine Kirchenmaus, wie es in der Regel der Fall iſt, und die Marquiſe hatte wahrſcheinlich ein ſehr glänzendes Einkommen. Ich bin eine Marquiſe und Du biſt ein mit Gold durchwirkter

Digitized by Google

Lumpenſammler . . . die Rollen ſind umgekehrt: hier bedroht die Marquiſe den Proletarier.«

»Drohe nur, Marquiſe!« ſagte Jean Touril, der ſich behaglich in ſeinem Lehnſtuhle ſtreckte.

»Das habe ich mir ſchon ſeit einiger Zeit vorgenommen,« fuhr die Marquiſe fort, »wäre der Trüffelkönig nicht geweſen, ſo würdeſt Du ſchon von mir gehört haben; ich wollte Dich um die Hälfte deiner Erſparniſſe erſuchen.«

»Sapperlot!« ſagte der alte Wucherer, »gleich mit einem Male die Hälfte!«

»Ich wollte Dir rundweg ſagen: Du biſt ein Mörder, kaufe Dich vom Blutgerüſte los!«

Jean Touril runzelte die Stirn. »Um mich auf's Blutgerüſt zu bringen, Morgatte,« ſagte er, »müßteſt Du's zuerſt beſteigen.«

»Ich habe dieſen Gedanken aufgegeben,« fuhr die Marquiſe fort, ohne zu antworten. »Ich will dein Geld nicht, ich ſtrebe nach etwas Höherem; mein Fernand wird den Herzogstitel und ein glänzendes Vermögen bekommen; ich will Dich nicht brandſchatzen, alter Jean, ſondern bezahlen; ich biete Dir hunderttauſend Franken als Hochzeitgeſchenk, aber Du mußt mir blindlings gehorchen, wie vormals. Du darfſt weder zögern noch Einwendungen machen, und um dies zu erlangen, ſetze ich Dir das Meſſer an die Kehle.«

»Ein hölzernes Meſſer, Coquinette! Du haſt auf meine Gegenbemerkung nicht geantwortet, das Meſſer, das Du meinſt, würde Dich zugleich mit mir verwunden ...«

Die Morgatte ſtand auf. »Haſt Du denn Alles vergeſſen, alter Jean?« ſagte ſie, ſich über ihn neigend; »Du haſt mich ſo eben Morgatte genannt; ich bin jetzt in Sammt und Seide gekleidet, aber ich bin nicht verändert. Der große Ro-

Digitized by Google

ſtan hatte mich einſt halb erdroſſelt; ich lachte, als er mich losließ. Man kann mich vernichten, aber nicht beſtrafen. Wenn ich erſt Herzogin von Roſtan bin und alle Güter des Trüffelkönigs beſitze, werde ich vielleicht anders ſeyn; aber heute bin ich ein armes Mädchen, das ſich in eine Marquiſe verkleidet hat. Nimm deinen Kopf in Acht, Alter! Ich bin bereit, für ein Ja oder Nein mein Leben einzuſetzen.« — Sie ſah nach der Uhr und ſetzte hinzu: »Du haſt eine Minute Bedenkzeit.«

Dem alten Jean war nicht ganz wohl zu Muthe. Er klopfte langſam ſeine Pfeife aus.

»So gefällſt Du mir, mein Schätzchen,« ſagte er; »es macht mir immer Spaß, Dich in Zorn zu bringen. Du fällſt immer mit der Thür ins Haus und ereiferſt Dich, als ob man nicht zehn Minuten ſprechen könnte, ohne die Guillotine im Munde zu führen. Ich weiß wohl, daß wir darüber erhaben ſind, aber es macht doch einen unangenehmen Eindruck auf das Gemüth. Habe ich nicht immer das gethan was Du wollteſt, Coquinette? Ich kann nicht glauben, daß Du im Stande wäreſt, mich ans Meſſer zu liefern.«

Er faßte zärtlich ihre Hand.

»Sind wir einig?« fragte die Marquiſe.

»Mein Gott! ich war ja im Voraus mit Dir einverſtanden, mein Schätzchen,« erwiederte Jean Touril. »Du haſt deinen Zorn und deine Zeit verloren; ich weiß wohl, daß er uns den Garaus machen wird, wenn wir ihm nicht zuvorkommen. Seitdem Du drüben auf der Straße nach Chartres mit mir geſprochen haſt, beobachte ich ihn; ich habe ihn geſehen, ohne daß er mich bemerkt hat. Man kann weder durch Zorn noch durch Furcht etwas bei ihm ausrichten; er hat nichts vergeſſen; er hat auf die drei Gräber in Saint-Caſt die lateiniſche In-

Digitized by Google

ſchrift geſetzt: »Certius tarde poena.« Ich habe mir ein Wörterbuch gekauft, um zu ſehen was die Inſchrift bedeutet: certius heißt ſicher; tarde, ſpät; poena, Strafe ...«

»Und das Ganze heißt? ...«

»Die Strafe iſt um ſo ſicherer, je ſpäter ſie kommt.«

»Eine alberne Inſchrift,« ſagte Aſträa; »das Leben iſt kurz und Niemand kennt die Zukunft ... Die wartende Rache iſt eine Thörin.«

Jean Touril ſchüttelte den Kopf.

»Wir wollen nicht mehr darüber ſtreiten,« ſagte er; »wir wollen ja dasſelbe, Du aus Ehrgeiz, ich aus Vorſicht; wir müſſen nur unſern Zweck zu erreichen ſuchen.«

»Ich hatte Dir einen Vorſchlag gemacht, was haſt Du gethan, um ihn in Ausführung zu bringen?«

»Ich habe den Mann geſucht, den wir brauchen, aber ich habe ihn nicht gefunden.«

»Wie! unter ſo vielen armen Leuten, die täglich hierher kommen?«

»Es gibt viele ehrliche Leute darunter,« entgegnete Jean Touril.

»Aber die Andern?«

»Die Andern mögen über das Mein und Dein wohl keine klaren Begriffe haben, aber ich kenne nicht viele, die ſich getrauen würden, mit dem Meſſer zu ſpielen.«

»Wir brauchen nur Einen,« ſagte Aſträa.

Jean Touril kratzte ſich hinter dem Ohr.

»Das iſt wahr,« ſagte er, »einer genügt? aber er muß der Aufgabe gewachſen ſeyn.«

»Du haſt ihn gefunden, alter Jean; Du willſt Dich nur wichtig machen.«

»Nein, auf Ehre, ich ſuche ihn noch.«

Digitized by Google

»Dann nimm den erſten, der Dir in den Wurf kommt«

»Und ich ſoll ihm eine Handvoll Louisd'or geben, damit er dem Doctor auf der Straße auflaure, nicht wahr?«

Aſträa zuckte die Achſeln.

»Ich weiß wohl,« fuhr der alte Wucherer fort, »Du haſt einen recht hübſchen Plan; Du biſt verdammt klug, das läugne ich nicht . . . aber mit dem Auflauern iſt es nichts.«

»Warum nicht?«

»Weil dein Doctor ſich nicht mitten in der Nacht incommodiren würde.«

»Er iſt menſchenfreundlich und ſtets bereit zu helfen...«

Aber er iſt auch klug und weiß daß er Feinde hat.«

Aſträa ſann nach. »Wir müſſen ein anderes Mittel auffinden,« ſagte ſie.

»Nein,« erwiederte Touril, »das Mittel iſt gut, wir müſſen nur Jemand finden, der dem Doctor bekannt iſt, um den menſchenfreundlichen Mann, wie Du ihn nennſt, zu einem angeblichen Krankenbeſuch zu bewegen . . . Das iſt aber nicht ganz leicht. Ich habe in meiner Kundſchaft wohl einige Taugenichtſe, die für eine Handvoll Gold bereit ſeyn würden zu thun was wir wollen; aber der Doctor kennt ſie nicht. Ich habe ſchon einige ſeiner armen Patienten ausfindig gemacht, und er hat deren viele . . . aber die Leute vergöttern ihn, und ich möchte Niemanden rathen, ihnen einen ſolchen Antrag zu machen . . Ach, wenn wir den Freund Nieul hier hätten!«

»Nieul, der früher im Schloſſe diente?« fragte die Marquiſe.

»Ja wohl . . . Loupin, der luſtige Bratenwender, iſt ein gar ernſthafter Menſch geworden . . . Dabei fällt mir ein, daß ich Madame Rio und den Schwätzer Lapierre geſehen

Digitized by Google

habe . . . Nieul wäre der Mann, den wir brauchen, wir könnten keinen Beſſern wünſchen. Sulpice hat ihn wohl zehnmal umſonſt behandelt, als Nieul in meinem dritten Hofe wohnte. Höre nur, Coquinette, weß' Geiſtes Kind er iſt. Er ſagte mir: »Der Quackſalber iſt ſehr keck, mit Uhr und Kette hieher zu kommen . . . aber ich bin zu ſchwach!« Was ſagſt Du dazu?«

»Wenn er ſtärker geweſen wäre,« ſagte Aſträa, »würde uns Sulpice nicht mehr im Wege ſtehen.«

»Das iſt klar. Nieul kennt keine Empfindelei. Als ich ihm zu bedenken gab, daß der Doctor ſo viel Gutes thue, antwortete er: »Ich hätte für Uhr und Kette die ſchönſten hundert Thaler bekommen« . . . Du lachſt, Coquinette?«

Aſträa richtete ſich raſch auf. — Es war wirklich gelacht worden, aber Aſträa war's nicht geweſen.

Der alte Touril ſah ſie verwundert an.

»Haſt Du gehört?« ſagte er.

»Ja,« antwortete die Marquiſe, auf die Scheidewand deutend, »dort war's.«

»Du irrſt Dich,« ſagte Biſtouri, der ſeine Unruhe nicht zu verbergen ſuchte, »dort iſt ein wohl verſchloſſenes Magazin, das ſo voll iſt wie ein Ei.«

»Dann war's wohl hier?« fragte die Marquiſe, auf die andere Seite deutend.

»Das iſt die Feuermauer,« antwortete Touril.

Beide lauſchten. Es war Alles ſtill.

»Man glaubt zuweilen etwas zu hören, wenn man von gefährlichen Dingen ſpricht,« ſagte er nach einer langen Pauſe.

»Ich bin immer meiner Sache gewiß,« erwiederte Aſträa; »ich täuſche mich nie . . . Wir müſſen uns trennen,«

Digitized by Google

ſetzte ſie leiſe hinzu; »ſage mir nur, wo Nieul zu finden iſt.« Jean Touril ſeufzte.

»Iſt er todt?« fragte Aſträa.

»Für uns ſo gut wie todt . . . er iſt in Breſt.«

»Im Bagno?«

»Ja, auf zehn Jahre verurtheilt.«

Man hörte wieder lachen und zugleich wurde leiſe an die Thür geklopft.

Jean Touril und Aſträa ſahen einander erſchrocken an.

»Mache nicht auf!« ſagte Aſträa.

»Wer mag ſo ſpät kommen?« ſagte Jean Touril.

Es wurde ſtärker geklopft.

»Iſt die Thür gut?« fragte die Marquiſe.

»Ich habe nur gute Thüren wo ich Geld oder Geldeswerth verwahre,« antwortete der Wucherer.

»Gibt es noch einen andern Ausgang?« fragte Aſträa.

»Nein . . . ausgenommen das Fenſter.«

Die Marquiſe eilte auf das Fenſter zu.

Es wurde zum dritten Male geklopft, und zwar nicht mehr mit der Hand, ſondern mit dem Fuße . . . die Thür ſprang auf.

»Das Licht ausgelöſcht!« gebot Aſträa, die ſchnell den Hut aufſetzte und den Schleier herabließ.

Der alte Touril gehorchte nicht. Als er einen Mann in zerriſſener Blouſe und mit einer Butte auf dem Rücken erblickte, ſtand er auf und ſagte erſtaunt:

»Nieul! . . . nicht möglich!«

»Guten Abend, Alter!« ſagte der Chiffonnier. »Wie geht's? Gut, wie ich ſehe; mir auch . . . Bemühen Sie ſich nicht, meine ſchöne Dame; ich habe Sie ſchon in der Allee Gabrielle erkannt, als ich den Fiaker für Sie holte.«

Digitized by Google

»Der Teufel hat ihn hieher geführt!« murrte Jean Touril, der sich noch nicht zu fassen vermochte.

Die Marquise hob den Schleier.

»Hätte ich gewußt, daß Ihrs seyd, Freund Nieul,« sagte sie, entschlossen auf ihn zu tretend, »so würde ich mich nicht versteckt haben... Wir werden uns gewiß verständigen.«

VI.

Nummer 23.

Der vierte Stock des Hauses Nro. 23. in der Rue-Neuve-des-Mathurins bestand aus zwei kleinen Wohnungen, vor deren Fenstern sich ein Balcon befand. Ursprünglich war dieser lange Balcon durch ein Eisengitter in zwei Theile geschieden gewesen, aber da die jetzigen Inhaber der beiden Wohnungen gute Freunde waren, so hatte man das Gitter weggenommen.

Der eine Miethsmann war Fernand, der andere Robert de Galleran — der Blonde und der Brünette aus dem Gasthofe der Madame Bignet-Fagot oder Fagot-Bignet zu Maintenon. Nach den uns bekannten Vorgängen und in Folge der Liquidirung zwischen den beiden Associés hätte man das Eisengitter wohl wieder aufstellen können.

Robert de Galleran rauchte seine türkische Pfeife auf dem Balcon, trotz der feuchten Kälte des Herbstabends. Das andere Ende des Balcons war leer; in Fernands Wohnung waren alle Jalousien geschlossen.

Die Gestalt, die der Doctor Sulpice unten aus seinem Wagen gesehen hatte, war Robert. Die Nacht war dunkel, aber der Doctor hatte Robert erkannt; er erinnerte sich an die Mittheilungen des vormaligen Stallknechts und nunmehrigen Bahnwärters Loiseau.

*

Digitized by Google

Die junge Dame, die über den Namen Solange, den ihr Roblot zugerufen, so betroffen gewesen war, ging in das Haus Nro. 23 und eilte die Treppe hinan. Aus einem Fenster des ersten Stockes wollte sie noch einmal den Wagen sehen, den sie zu erkennen glaubte und dessen Anblick einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht hatte; aber der Wagen fuhr schon im starken Trabe gegen die Straße der Chaussée d'Antin.

Die Dame lehnte sich zitternd und athemlos ans Fenster. Sie schien einen Augenblick unschlüssig zu seyn, aber bald ging sie weiter; sie dachte: »Sulpice hat Vertrauen zu mir.«

Sie ging entschlossenen Schrittes die anderen Treppen hinauf. Galleran stand in seiner Thür und erwartete sie.

»Um Gottes willen, Madame,« sagte er, als er sie bemerkte, »sagen Sie mir, wo sich Solange versteckt! Ist ihr ein Unglück widerfahren?«

Die Dame hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, um freier zu athmen. Das Gaslicht fiel auf das reizende Gesicht Irenens. Ihr Blick war matt, ihre Wange bleich trotz der Anstrengung, die sie gemacht hatte.

»Ich bin nicht gekommen, um Ihnen von Solange zu erzählen,« sagte sie; »ich weiß nichts von ihr.«

»Sie hat gestern das Schloß Morges verlassen,« fuhr Galleran fort; »seitdem habe ich ihre Spur verloren und gab schon alle Hoffnung auf . . .«

»Solange,« unterbrach ihn Irene, »ist mir und meinem Gatten sehr werth und theuer; wir haben Alles gethan, um es ihr zu beweisen.«

Robert, der noch vor seiner Thür stand, reichte der jungen Dame die Hand, um sie in seinen Salon zu führen. Irene setzte sich. Sie deutete mit dem Finger auf die offene Glasthür, die auf den Balcon führte.

Digitized by Google

»Fürchten Sie nichts, Madame,« sagte Galleran, »Fernand ist nicht mehr hier.«

»So, wo ist er?« sagte Irene erstaunt.

»Er hat seit gestern Abend sein Hôtel . . . der Marquis von Rostan holte ihn ab.«

»Sein Hôtel!« wiederholte die junge Dame.

»Ja, Madame, so wie Sie Ihr Schloß haben könnten, wenn Sie wollten . . . Der Trüffelkönig macht Jagd auf Erben.«

»Ich bin die Gattin des Doctor Sulpice,« antwortete Irene mit Selbstgefühl. »Glück oder Unglück, Armuth oder Reichthum, Alles will ich nur von ihm haben.«

Galleran verneigte sich. »Ich wollte nur sagen,« erwiederte er, »daß Sie in derselben Lage sind, wie der Marquis von Rostan. Wie ich von Ihnen selbst erfahren habe, sind Sie die Tochter des Marquis von Rostan . . . Fernand wäre also Ihr Bruder.«

Der jungen Dame stieg das Blut in die Wangen.

»Er würde also Anspruch auf die Hälfte der Güter des Herzogs haben,« fuhr Galleran fort.

»Weiß es Sulpice?« fragte Irene lebhaft.

»Ich vermuthe, daß der Doctor Sulpice diesen Morgen Kenntniß davon erhalten hat.«

Irene stützte den Kopf auf die Hand.

»Ich will Ihre Ritterlichkeit auf keine zu schwere Probe stellen,« sagte sie und beantwortete den erstaunten Blick Galleran's mit wehmüthigem Lächeln. »Ich bitte Sie, schließen Sie die Thür, damit wir nicht gestört werden.«

Galleran schloß die Thür. Irene deutete auf einen Sessel an ihrer Seite.

Digitized by Google

Trotz der Unbefangenheit, die sie zur Schau tragen wollte, konnte sie doch eine gewisse Unruhe nicht verbergen.

»Heutzutage,« begann sie, »beschäftigt sich Jedermann mit Magnetismus.«

Sie hielt inne, um Galleran's Antwort zu erwarten. Galleran schwieg.

»Haben Sie schon magnetisirt?« fragte Irene.

»Nein, Madame.«

»Es ist sehr leicht,« fuhr Irene mit etwas mehr Dreistigkeit fort, aber ohne Galleran anzusehen, »man stellt sich vor oder neben die Person und macht Handbewegungen von oben nach unten . . . ich will's Ihnen zeigen.«

Sie fuhr einige Male mit der Hand auf und nieder.

»Haben Sie verstanden?« fragte sie.

»O ja,« antwortete Robert; »aber zu welchem Zwecke?«

»Der Zweck thut nichts zur Sache. Wenn die betreffende Person nach einer gewissen Anzahl von Handbewegungen widersteht, so richtet man die Fingerspitzen gegen die Stirn, um stark auf das Gehirn zu wirken.«

»Und das Resultat?«

»Die Person schläft ein.«

Galleran lächelte.

»Ich vergaß Ihnen zu sagen,« fuhr Irene fort, »daß die Handbewegung nicht tiefer als die Herzgrube gehen darf, wenn man den magnetischen Schlaf bewirken will.«

Galleran lächelte noch stärker, als er den jungen reizenden Mund wie einen Professor dociren hörte.

»Ich danke Ihnen, Madame,« sagte er; »wenn ich in die Lage kommen sollte, Jemand einzuschläfern . . .«

»Und wohl zu merken,« unterbrach ihn Irene, »es gehört der Wille dazu . . .«

Digitized by Google

»Natürlich.«

»Nehmen Sie es nicht für Scherz, Herr von Galleran, . . . ein ernſter Wille iſt unerläßlich.«

Galleran verneigte ſich. — Eine Pauſe folgte. Galleran machte ein ſehr ernſthaftes Geſicht.

»Wenn's Ihnen gefällig iſt,« fuhr Irene fort, indem ſie ihn plötzlich ſcharf anſah, »ſo ſchläfern Sie mich ein.«

Galleran ſtutzte. »Wie kommen Sie auf dieſe Idee, Madame?« ſtammelte er.

»Ich bin deshalb gekommen,« antwortete Irene.

»Aber ich bin durchaus nicht im Stande . . .«

»Herr von Galleran,« unterbrach ihn Irene, »die Lection, die ich Ihnen gegeben habe, wird Ihnen vollkommen genügen.«

»Erlauben Sie, Madame . . . der feſte Wille, der Glaube fehlt mir . . .«

»Verſuchen Sie es nur,« ſagte Irene, die ihn immerfort ſcharf anſah.

»Madame,« erwiederte Galleran aufſpringend und im Zimmer auf und ab gehend, »Ihr Gemal ſteht in dem Rufe des erſten Magnetiſeurs.«

»Seine Leiſtungen ſind noch größer als ſein Ruf,« verſetzte Irene.

»Warum wenden Sie ſich dann an einen profanen und ungläubigen Menſchen, wie ich bin?«

»Ich habe meine Gründe dazu.«

»Die ich doch wiſſen darf?«

»O ja,« ſagte Irene und öffnete eine kleine Perlmutterdoſe, die auf dem Tiſche ſtand; »mein Mann will mich nicht mehr magnetiſiren.«

Digitized by Google

»Der Doctor Sulpice hat wahrſcheinlich ſeine Gründe dazu.«

»Ich bitte Sie, Herr von Galleran, ſetzen Sie ſich. Die Zeit drängt, wir müſſen anfangen. Der Doctor durchſchaut mich, durch ihn lebe ich: ich bin ſeine Creatur, denn er hat ja einſt meiner dem Tode geweihten Kindheit wieder Leben eingehaucht, er hat meine Schwäche durch Kraft erſetzt . . . Er ſagte mir einſt: Irene, ich werde Dich nicht mehr magnetiſiren, — und als ich ihn um die Urſache fragte, antwortete er: es würde dein Tod ſeyn . . . Ich bin ihm nie ungehorſam geweſen; heute fange ich an, denn es handelt ſich um ſeine Rettung.«

Sie nahm eine ſchwarze Haarlocke aus der Schachtel.

»Wenn ich einſchlafe,« ſetzte ſie hinzu, »ſo geben Sie mir dieſe Locke in die Hand und fragen ſie: wo iſt ſie? was ſagt ſie? was thut ſie?«

»Dieſe Locke iſt von der Marquiſe von Roſtan,« ſagte Galleran verlegen.

Irene nickte bejahend.

»Ich möchte Ihnen lieber auf andere Art dienen, Madame,« ſagte Galleran, der die Haarlocke nahm; »aber ich habe Ihnen verſprochen, Alles zu thun was Sie befehlen.«

»Vielleicht,« erwiederte Irene, »werden Sie bald Gelegenheit haben, mir nach Ihrer Weiſe zu dienen.«

Sie lehnte ſich auf dem Seſſel zurück und Galleran hob die Hand.

»Sehen Sie mich ſcharf an,« ſetzte ſie hinzu, »und gebieten Sie in Gedanken dem Schlaf, ſich auf meine Augenlider zu ſenken.«

Galleran machte die erſte Handbewegung ungeſchickt und mit Widerwillen. Irenens Augenlider begannen ſich zu

Digitized by Google

bewegen. Galleran wiederholte die Handbewegung. Irenens ſchöner Kopf ſank zurück.

Roberts Hand zitterte, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, als Irenens ſtarre, weit geöffnete Augen plötzlich den Blick verloren.

»Sie treiben Scherz mit mir, Madame,« ſagte er mit gezwungenem Lächeln.

Irene regte ſich nicht; ein tiefer Seufzer kam aus ihrem halbgeöffneten Munde und ſie hielt die rechte Hand auf's Herz.

Schlafe, dachte Robert, der nach und nach wieder ſeine Faſſung bekam; Du ſollſt ſchlafen, ich will es!

Zugleich richtete er ſeine Finger gegen die Stirn Irenens, deren Hand wieder auf den Schooß fiel.

»Schlafen Sie?« fragte Robert leiſe.

»Ja,« antwortete Irene.

Galleran trat faſt erſchrocken zurück.

Irene war ſehr blaß, aber ihr Mund lächelte. Galleran dachte gar nicht an die Haarlocke, er glaubte zu träumen und betrachtete ſchweigend die Schlummernde.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte er nach einer Pauſe.

»Nein,« antwortete Irene.

Ihre Stimme war ganz verändert. Es iſt etwas Sonderbares mit dieſer todesähnlichen Unbeweglichkeit, der nur die Sprache geblieben iſt. Man glaubt eine Marmorſtatue zu ſehen, der Gott geboten hat: bewege die Lippen und rede.

Galleran vergaß ſie zu befragen.

»Ich habe gelitten,« ſagte ſie nach einigen Secunden; »ich litt immer, wenn er fern von mir war . . . ſobald ich ſeinen Tritt auf der Haide hörte, wurde mir wohl und mein Herz ſchlug wieder frei . . . ich litt auch, wenn er Solange

Digitized by Google

mitbrachte .... Solange iſt ſo ſchön ... ich glaubte daß ſie ihm theurer ſey, als ich ...«

»Solange!« wiederholte Galleran.

Irene ſchwieg. Galleran fragte: »Hat der Doctor Sulpice Solange geliebt?«

»Wie eine Schweſter,« antwortete Irene und ſetzte leiſer und langſamer hinzu: »Wir fürchteten meinen Vater; meine Mutter weinte oft, ich ſah ſie nie lächeln und ich hörte ſie ſagen: »Wird mich Gott allein in dieſer Welt laſſen, wenn Du todt biſt, Irene?« Ich war ſo ſchwach; Sulpice war dreizehn bis vierzehn Jahre alt, er hütete die Schafe; ich bin nicht geſtorben, weil er jeden Abend kam und mich wiegte und mich anſah; ſein Leben ging durch ſeinen Blick auf mich über. Einſt verging ein ganzer Tag, ohne daß ich meine Tante Victoria ſah. Sie war ſo ſchön und ſo herzensgut! Sie kam endlich wieder, aber die Ziege war fort. Später erfuhr ich, daß meine Tante Victoria Mutter geworden war. Einige Stunden bevor auf der Haide geſchoſſen wurde, ging meine Tante Victoria fort, und wir haben ſie nicht wieder geſehen. Ich habe viel für ſie gebetet! ...

»Meine Mutter wurde in der Schlucht entbunden. Der arme Toto trug das Kind fort, als wir aus dem Hauſe entflohen. Es war Blut auf dem Bette meiner Mutter ... Als wir nahe bei Saint-Caſt waren, rief meine Mutter den Monteur; aber er antwortete nicht. Es war eine ſehr finſtere Nacht.

»Sulpice ſagte: »Ich werde für Sie arbeiten, Madame Magdalena.« Er war noch ein Knabe, aber der Büchſenmacher in Saint-Malo nahm ihn zu ſich, um die Gewehrkolben zu graviren. Alles Geld, das er verdiente, brachte er mei-

Digitized by Google

ner Mutter. Abends wiegte er mich, und ich kann noch die Lieder, die er mir vorſang.

»Alles wurde verkauft, das Schloß, das Haus, der Meierhof in Tréguz. Roſtan beſaß nichts mehr in der Umgebung des Cap Fréhel.

»Sulpice hatte nicht mehr Zeit leſen zu lernen. Er ließ mich auf ſeine Koſten unterrichten; ich konnte früher leſen als Sulpice, der ein ſo gelehrter Mann geworden iſt.

»Von Saint-Malo kann man das Cap Fréhel ſehen. Meine Mutter war ſehr krank. Eines Tages kam Sulpice von ſeiner Arbeit; er küßte mich in meiner Wiege und ſagte: »Ich habe deinen Bruder geſehen.« Meine Mutter richtete ſich im Bette auf. Sulpice ſagte zu ihr: »Es iſt ein ſchöner Knabe, und das Töchterlein der armen Victoria iſt bei ihm.« Jeden Abend ging meine Mutter an den Strand, um das Drehfeuer am Cap in der Ferne zu ſehen. Einmal ging ſie heimlich fort und fuhr in einer Fiſcherbarke über's Meer. Als ſie wieder kam, zitterte ſie; die Leute vom Gericht waren in Saint-Caſt und ſuchten den großen Roſtan ... Von allen dieſen Dingen habe ich nur eine dunkle Erinnerung, Sulpice ſpricht nie davon.

»Ich erinnere mich noch, daß wir unſere Habe zuſammenpackten und nach Rennes gingen. Aber Rennes war noch nicht entfernt genug. Sulpice hatte Werkzeuge, die er verkaufte, und wir machten uns auf den Weg nach Paris. — »Das Kind können wir nicht mitnehmen,« ſagte Sulpice; »drüben hat es reine Luft und gutes Brot; wenn es Zeit iſt, werde ich den Kleinen holen.« Unterwegs ſagte er noch: »Ich will auch das Kind der armen Victoria holen, dieſes Mädchen iſt die Erbin von Maurepar.«

Digitized by Google

»Er war noch sehr jung, aber er hielt den Gedanken, der sein Leben erfüllte, mit großer Beharrlichkeit fest. Sein Vater war ein freier Diener, und Sulpice ist in seine Fußstapfen getreten; sein Wille, sein Lebenszweck ist, das Haus Rostan wieder in seine Würden und Besitzungen zu setzen. Hätte er diesen Zweck nicht gehabt, würde er in der Wissenschaft raschere Fortschritte gemacht haben; ohne diesen Zweck, der seine erste Triebfeder war, würde er sich vielleicht nie der Wissenschaft gewidmet haben.

»Sulpice hatte schon als Knabe eine Familie zu beschützen und zu ernähren. Wir bewohnten ein armseliges Zimmer in der Vorstadt Saint-Germain. Sulpice arbeitete bei einem Büchsenmacher; ich war den ganzen Tag mit meiner Mutter allein. O, wie langsam und traurig vergingen die Stunden! Wenn Sulpice kam, schien mir das Haus plötzlich erleuchtet.

»Zuweilen schlief ich, wenn er kam, aber ich war mir immer seiner Nähe bewußt, und wenn er an mein Bettchen trat, hatte ich schöne Träume!«

Irene seufzte tief und hob die rechte Hand bis zur Stirn. Galleran lauschte. Es ging etwas Außerordentliches in ihm vor; er liebte eine Andere, und Irene übte einen unwiderstehlichen Einfluß auf ihn aus. Sein früheres Leben erschien ihm wie ein verworrener Traum. Tags zuvor würde Alles dies kein Interesse für ihn gehabt haben, jetzt meinte er, diese Erzählung müsse auf ihn selbst oder auf seine Zukunft Bezug haben.

Trotz seiner Zweifelsucht kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß der Schlaf Irenens, dieser geschwätzige Schlummer, der mit der gewöhnlichen Nachtruhe gar nichts gemein hatte, Verstellung seyn könne. Ohne es zu wissen und zu

Digitized by Google

wollen, wurde er gleichſam in einen neuen Strudel gezogen. Ein unbekanntes Etwas riß ihn fort. Er hatte Sulpice nur einmal geſehen, und dieſe erſte Begegnung war von unangenehmer Art geweſen, und gleichwohl fand der abweſende Sulpice durch Irenens Worte den Weg zu ſeinem Herzen. Sulpice, Irene, Solange vereinigten ſich in ſeinen Gedanken gewiſſermaßen zu einer Familie.

Galleran hatte in den zweideutigen Geſellſchaftskreiſen, wo er vormals den Gönner Fernands geſpielt, ſeinen Platz überaus gut ausgefüllt; aber Galleran war beſſer als ſein Ruf. —

»Sonnabends,« fuhr Irene fort, »brachte er ſeinen Wochenlohn. Meine Mutter küßte ihn dann auf die Stirn; bevor ſie wahnſinnig wurde, liebte ſie ihn wie ihren Sohn.«

»Wahnſinnig!« wiederholte Galleran unwillkürlich.

Irene erſchrak über ſeine Stimme; ſie wurde unruhig und ſchien erwachen zu wollen.

»Meine Mutter wurde wahnſinnig,« ſagte ſie mit Anſtrengung, »als ſie eines Tages meinen Vater mit Aſträa im Wagen ſitzen ſah.«

Galleran rückte ſeinen Stuhl näher, aber er that keine Frage.

»Sulpice ſtand ſchon in gutem Rufe,« fuhr ſie fort; »die Gewehrkolben, die er gravirte, wurden zu hohen Preiſen verkauft. Er bezahlte den Arzt länger als ein Jahr. Der Arzt verſprach immer die Heilung. Die Krankheit meiner Mutter brachte Sulpice zuerſt auf den Gedanken, die Heilkunſt zu ſtudiren.

»Ich war fünfzehn Jahre alt. Sulpice hatte mir nie geſagt, daß ich ſchön ſey. Eines Morgens ſagte ſie zu ihm mit befehlendem Tone: »Du liebſt Irene, Du mußt ſie hei-

Digitized by Google

rathen!« — Ich ſaß ſchon an meiner Stickerei, denn ich arbeitete ebenfalls ſo viel ich konnte. Sulpice ſah mich an; meine Augen waren voll Thränen; ich hatte ja Sulpice geliebt ſo lange ich denken kann. — »Deine Mutter hat Recht, Irene,« ſagte er näher tretend, »ich liebe Dich, und wenn Du willſt, wirſt Du meine Frau.«

»Ich war nicht im Stande, ein Wort zu antworten.

»Aber,« ſetzte er hinzu, »die Tochter eines Roſtan du Bosq kann nicht die Frau eines Handwerkers werden; ich führe Dich zum Altar, wenn ich Doctor der Medicin bin! — Ich machte große Augen, denn ich wußte, daß Sulpice nicht ſcherzte.

»Er arbeitete nun zu Hauſe, um beſtändig bei meiner Mutter zu ſeyn. Von jenem Tage brachte er mediciniſche Bücher nach Hauſe. Er konnte nicht leſen; ich las ihm vor, während er am Werktiſche ſaß und arbeitete. Vier bis fünf Wochen lang ging er jeden Morgen eine Stunde fort. Nach Ablauf dieſer Zeit küßte er mich zärtlicher als gewöhnlich und ſagte: »Ich danke Dir, liebes Bräutchen; Du ſollſt Dich nicht mehr um meinetwillen abmühen; ich bin noch nicht ſehr gelehrt, aber ich habe leſen und ſchreiben gelernt.«

»Dabei wurde immerfort gearbeitet, denn es mußte Geld verdient werden, um meiner Mutter bis dahin unbekannte Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Sulpice ſorgte für Alles. Ich weinte, daß er mich entbehren konnte; ich wurde gewiſſermaßen eiferſüchtig, als ich ihn allein leſen ſah. Ich meinte, mit meiner Hilfe müſſe ihm das Studiren leichter werden; ich glaube, daß ich gelehrt geworden wäre.

»Um die Vorleſungen beſuchen zu können, mußte er die Nacht zur Arbeit benutzen. Sulpice wurde mager, ſeine Augen ſanken ein, ſein ganzes Daſeyn war ein beſtändiges Fie-

Digitized by Google

ber. Wenn er erschöpft einschlief, kniete ich neben ihm nieder.

»Im Schlaf sah er immer seinen Vater. Einst erzählte er mir, daß ihm sein Vater gesagt: »Sey gut, ehe du groß wirst! — und er setzte hinzu: Ich weiß wohl was mein geliebter Vater damit meinte; er will daß ich das Haus Rostan wieder in seine Rechte einsetze, ehe ich die höchste Stufe der Wissenschaft ersteige ... Irene, Du wirst mein, und ich werde die beiden Kinder, deinen Bruder und die Tochter deiner Tante Victoria wiederfinden; sie sollen reich werden und den Namen Rostan fortpflauzen ... ich habe es meinem Vater versprochen.«

»Wie glücklich war ich! ... ich sollte sein Weib werden, und die Andern reich, angesehen, mächtig!

»Als er Arzt geworden war, erschien ihm sein Vater im Traume und sagte zu ihm: Frau Magdalena wird genesen wenn Du ihren Sohn in seine Rechte einsetzest.

»Einen Monat nach unserer Hochzeit reiste er in die Heimat, um meinen Bruder und die Tochter meiner Tante Victoria zu holen; aber er fand weder die Kinder noch den alten Mann, der sie zu sich genommen hatte, und er konnte nicht erfahren, ob sie noch lebten oder nicht.«

Sie schwieg. Galleran hatte nicht Alles verstanden; um Alles zu verstehen, hätte er die Geschichte der Familie Rostan kennen müssen. Und dennoch hatte die Erzählung einen eigenthümlichen Reiz für ihn: Alles dies interessirte ihn, als ob sein eigenes Geschick dabei im Spiel wäre.

»Und Solange?« fragte er nach einer Weile.

Irene schien erwachen zu wollen.

»Ich habe sie gehaßt, bevor ich ihn lieb gewann,« erwiederte sie: »es war die erste Cur meines Mannes ... das

Digitized by Google

Herz konnte er ihr nicht heilen . . . Solange ist so schön! Wer sie lieben wird und auf ihre Gegenliebe Anspruch macht, wird eine Pflicht zu erfüllen haben: er muß die Elenden, die . . .«

Robert von Galleran fuhr auf, um sie zum Schweigen zu bringen . . . sie verstummte sogleich. Trotz seiner heftigen Gemüthsbewegung wunderte er sich über den unerwarteten Erfolg seines gebieterischen Winkes.

»Wo ist sie?« fragte er.

»Solange?« erwiederte Irene ohne Zögern: »im Gefängniß?«

»Im Gefängniß!« wiederholte Galleran aufstehend, — »Solange im Gefängniß!«

»Es ist nicht das erste Mal,« sagte Irene mit bitterem Lächeln.

Galleran schlug die Augen nieder, als ob ein forschender Blick in die Tiefe seiner Seele gedrungen wäre. Aber er hatte nicht Zeit, weiter zu fragen. Irene warf die Haarlocke zornig weg.

»Die ist es nicht,« sagte sie, mit dem Fuße stampfend; »die andere! die andere!«

Ihre Augenlider begannen zu zucken, das Erwachen war nahe.

»Die andere! die andere Locke!«

Galleran gab sie ihr. Sobald Irene die Locke in der Hand hatte, nahm ihr Gesicht den Ausdruck des Schreckens an.

»Ich sehe sie!« sagte sie. »Warum ist sie von diesen Lumpenhaufen umgeben? Wie kommt sie in dieses elende, schmutzige Zimmer? Und wer sind die beiden Männer? Ich habe sie Beide schon gesehen; der ältere ist fast gar nicht verändert, der andere . . . Still! sie spricht . . .«

Digitized by Google

Sie lauſchte; ihre Lippen bebten, der Schweiß rann von ihrer Stirn.

»Schrecklich! entſetzlich!« ſtammelte ſie.

Galleran näherte ſich unwillkürlich. Irene athmete tief, ihr ganzer Körper zitterte. Sie fuhr fort: »Wenn die Anderen reden, bin ich taub, ich höre nur ſie ... O! das genügte mir ... die Schändliche!«

Sie neigte ſich vorwärts, als ob ſie beſſer hören wollte.

»Der ältere iſt Jean Touril,« ſagte ſie; »jetzt erinnere ich mich ... Da nennt ſie den Namen des Andern ... es iſt Nieul, vormals Bratenwender im Schloſſe.«

Sie blieb einen Augenblick unbeweglich und ſtumm; dann faßte ſie Galleran beim Arm und begann wieder zu ſprechen. Galleran verſtand ſie nicht ſogleich, denn was ſie ſagte, war außerordentlich, unerhört: es war ein kühner, ruchloſer Mordanſchlag; das erkorne Opfer war ein Arzt.

Galleran ahnte, daß ſie die im magnetiſchen Schlaf gehörten Worte wiederholte; ſie war das räthſelhafte Echo einer andern Stimme. Er nahm ſeine Schreibtafel und ſchrieb flüchtig Alles nieder was Irene ſagte.

Als ſie erwachte, reichte ihr Galleran die Schreibtafel.

Sie hatte nicht die mindeſte Erinnerung deſſen was ſie geſprochen. So iſt's immer.

Sie las. Sie ſank auf die Knie und hob die gefalteten Hände zum Himmel.

»Gott hat mich inſpirirt,« ſagte ſie; »wir werden ihn retten!«

Digitized by Google

VII.

Der Conditorladen.

Das war etwas für unſern braven Freund Toto Gicquel: den beiden kleinen Bretagnern nachzugehen! Das war weder für ſeinen Geiſt noch für ſeine Füße zu ſchwer. Es war ſchon zu ſpät, um Strumpfbänder zu ſtricken; Toto verlor daher keine Zeit, und für ſeinen lieben Sulpice würde er nöthigenfalls durch's Feuer gegangen ſeyn.

Der große Doctor mit dem ernſten, geiſtvollen Geſicht war wirklich der Mann wie ſich Toto ihn gedacht hatte; Toto hatte nie gezweifelt, daß der kleine Schäfer von Tréguz zu hohen Dingen berufen ſey. — Der Volksglaube hatte ſich bewährt. Die Schäfer von Tréguz machen immer ihr Glück, dachte Toto, indem er den Vorübergehenden unwillkürliche Rippenſtöße gab und dafür weidlich ausgeſchimpft wurde.

Toto hatte einen ſchrecklichen Tag erlebt, und er dachte mit Zittern und Zagen daran zurück, er hatte an einem Tage ſeine beiden einzigen Freunde verloren: ſein Pferd Bijou, das ſo viele Engländerinnen zum Leuchtthurm von Fréhel hinauf getragen hatte, und den kleinen Sulpice. Sein Vetter Roblot war ihm freilich zu Hilfe gekommen, aber der derbe Seemann ließ dem armen Tropf ſeine Abhängigkeit nur zu ſehr fühlen. Roblot war übrigens ein kreuzbraver Menſch, der's mit ſeinen Fauſtſchlägen und Fußtritten gar nicht böſe meinte.

Digitized by Google

Dieſe Aeußerungen von Seemannszutraulichkeit hätte er ſich noch gefallen laſſen, aber die Reden, die Roblot führte, und zumal ſeine Lieder konnte er nicht ausſtehen. Toto war ein Liederfreund geweſen, aber Roblot hatte ihm dieſen Genuß verleidet.

Roblot, der ſich als Toto's Vormund betrachtete, hatte natürlich einen Seemann aus ihm gemacht, obſchon der arme Menſch nicht die mindeſte Neigung für dieſen Beruf hatte, der es ihm unmöglich machte, ſein gewohntes beſchauliches Leben zu führen. Ungeachtet ſeines vorgerückten Alters blieb er Schiffsjunge, und er ſchätzte ſich glücklich, wenn er zuweilen einige Minuten Muße fand, Strumpfbänder zu ſtricken. Ohne ſein Strickzeug würde er ſich zu Tode gegrämt haben.

Bei dieſer harmloſen Lieblingsbeſchäftigung dachte er mit Wehmuth an die glückliche Vergangenheit zurück: ſein geiſtiges Auge erblickte das Cap mit der hohen ſteilen Felſenküſte, dem innig geliebten Bijou, deſſen Kopf ſo graziös zwiſchen den Vorderbeinen hing, wenn er, mit einer magern Engländerin beladen, die Anhöhe hinankeuchte, — die Hütte, wo er ſo ſanft und ungeſtört ruhen konnte, — die Schafe des kleinen Sulpice und den verſchmitzten Hund Randameau, — die grünen Röcke der Zollwächter, das ſanfte Geſicht der Frau Magdalena und das Lächeln der lieblichen Victoria.

Das waren wonnige Träume, aus denen er leider ſehr unſanft geweckt wurde.

Toto hatte Thränen in den Augen, als er den beiden kleinen Bretagnern auf dem Boulevard folgte. Chiffon und Loriot erinnerten ihn an die Heimat; denn das große Paris, wo er ſich beſtändig verirrte, gefiel ihm gar nicht. — Warum ihm Sulpice befohlen, den beiden Kleinen zu folgen?

*

Digitized by Google

ſolche unbeſcheidene Fragen erlaubte er ſich nie. Er hatte eine fixe Idee, vor welcher ſich alle übrigen Gedanken ſcheu zurückzogen; er dachte: wie groß der kleine Sulpice geworden iſt!

Chiffon und Loriot ahnten nicht, daß ſie beobachtet wurden. Die ſchnelle Flucht des Publicums beim Einſammeln des Geldes hatte ſie etwas verſtimmt; aber dieſe üble Laune konnte nicht lange dauern, es boten ſich in der hell erleuchteten, geräuſchvollen Stadt zu viele Zerſtreuungen dar. Sie wurden berauſcht, wie Einer, der bisher nur Waſſer getrunken, durch einen Schluck Wein berauſcht wird.

Anfangs folgte ihnen Toto mit leichter Mühe; ſie gingen langſam, ſtanden vor allen Kaufläden ſtill, ſtaunten die noch nie geſehenen wunderſchönen Sachen an, plauderten und gingen weiter. Im Allgemeinen waren ſie über den Zweck und Gebrauch der unbekannten Gegenſtände verſchiedener Meinung. Chiffonnette machte mit der Ueberlegenheit ihres Geſchlechts und Alters ihre Anſicht geltend, Loriot äußerte die ſeinige mit mehr Beſcheidenheit, aber eben ſo hartnäckig. Er fand das Benehmen ſeiner Begleiterin pedantiſch, tyranniſch und faßte im Stillen den Entſchluß, dieſe Bevormundung nicht länger zu dulden.

»Sieh!« ſagte er in der Rue-de-la-Pair, »dort auf der andern Seite ſind noch ſchönere Sachen . . . Komm hinüber!«

»Hier iſt's ſchöner,« erwiederte Chiffon. »Ich will Dir etwas ſagen: Du gehſt zu einem Tiſchler, ich zu einer Nähterin . . . oder Du gehſt zu einem Hutmacher, und ich zu einer Blumenmacherin . . . das Blumenmachen wäre was für mich . . . Du ſagſt: ich möchte Arbeit haben; Du biſt

Digitized by Google

frisch und gesund, warum sollte man Dir keine Arbeit geben?«

»Ich mag nicht arbeiten,« antwortete Loriot, der vor einem Conditorladen stehen blieb. »Sieh, das ist Alles Zucker!«

»Was!« sagte Chiffon zornig, »Du magst nicht arbeiten?«

»Willst Du uns etwas davon kaufen?« fragte Loriot.

»Das ist nichts für Tagediebe,« entgegnete sie.

»Wenn ich ein Tagedieb bin, bist Du es auch, Chiffonnette!«

»Du willst ja nicht arbeiten . . .«

»Paris ist zu schön, um darin zu arbeiten . . . Willst Du uns etwas kaufen?«

Chiffon zog ihn fort. Loriot wurde ungeduldig.

»Du willst schon die Dame spielen, das muß anders werden . . . ich will es!«

Toto warf auch einen Blick in den Zuckerbäckerladen; aber sein bescheidener Geschmack hatte sich mehr den Würsten zugewendet.

Noch appetitlicher als das Zuckerwerk sind die Aprikosentorten und Kuchen, die an den Schaufenstern zumal den naschhaften Evastöchtern den Mund wässerig machen.

»Wenn Du hübsch arbeitetest, mein Loriot,« sagte Chiffon mit einschmeichelnder Freundlichkeit, »und recht viel Geld verdientest . . . ich natürlich auch . . . so würden wir jeden Abend von diesen schönen Sachen essen.«

Loriot antwortete nicht; auf seiner Stirn zog sich ein Ungewitter zusammen.

»Arbeiten! arbeiten!« sagte er, die Fäuste ballend. »Hast Du schon vergessen, was Du mir auf der Reise sag-

Digitized by Google

teſt: in Paris hat man weder Hunger noch Durſt, man braucht nur den Mund aufzuthun und es fällt ein guter Biſſen hinein. Haſt Du genug das Lied geſungen: Paris iſt das Paradies der Frauen! . . . Du wirſt ſehen, wenn Du da biſt!«

»Und was weiter?« erwiederte die Kleine, indem ſie die Hand in die Seite ſtemmte; denn ſie ließ einen hingeworfenen Handſchuh nie am Boden liegen.

»Jetzt ſind wir da,« fuhr Loriot fort; »es gibt genug ſchöne Sachen aber ich ſoll ſie durch die Fenſter anſchauen! Ich habe ſeit einer Stunde Hunger und Durſt; ich finde nicht einmal einen Tropfen Waſſer . . . und um Kuchen zu haben, ſoll ich arbeiten! . . . Du haſt mich belogen!«

»Sieh einmal, Loriot!« unterbrach ihn Chiffon.

Sie waren an jenen Theil des Boulevard gekommen, der gleichſam eine Ausſtellung lebender Blumen iſt. Dieſe etwas welken, aber im Gaslicht immer noch ganz hübſchen Blumen tragen ihre zweifelhaften Reize zur Schau, wandeln auf und ab und laſſen ihre ſeidenen Gewänder rauſchen. Unerfahrene Augen können dadurch wohl geblendet werden.

»Sieh,« wiederholte Chiffon, »die ſind wirklich im Paradieſe!«

Der armen Kleinen kam das Waſſer in den Mund, wie vorhin ihrem Begleiter bei dem Anblick der Marcipanbäckerei und überzuckerten Kaſtanien.

Loriot zuckte die Achſeln. »Nun, es ſind Frauenzimmer, die ſpazieren gehen,« ſagte er höhniſch; aber er ſetzte in einem ganz andern Tone hinzu: »Sieh', es ſind einige darunter, die Kuchen eſſen!«

»Die gewiß köſtlich ſchmecken,« meinte Chiffon.

Digitized by Google

»Und ſie trinken etwas Gelbes aus kleinen gläſernen Bechern!«

»Was habe ich geſagt!« frohlockte Chiffon.

Loriot beſann ſich mindeſtens eine Minute auf die Antwort; dann ſagte er: »Ich will auch ein Frauenzimmer ſeyn!«

Chiffon lachte laut. Loriot wurde böſe.

Toto dachte: »Es gibt gewiß etwas Gutes zu eſſen bei dem kleinen Sulpice . . . aber wie dumm bin ich, daß ich ihn noch den kleinen Sulpice nenne! er iſt ja ein großer Arzt . . . aber etwas zu eſſen und zu trinken wird er mir gewiß bieten . . . Wenn die beiden Kleinen nur ſchlafen gingen, würde ich zu meinem Sulpice gehen und mein Abendbrot eſſen.«

Aber Toto's Wunſch ſollte noch nicht befriedigt werden. Chiffon hatte ſich entſchloſſen, ihrem Loriot noch dieſen Abend ein nachahmenswerthes Beiſpiel zu geben. Sie bemerkte eine Leinenwäſchhandlung; ſie konnte nicht nur Saboteuſe tanzen und die Volkslieder ihrer Heimat ſingen, ſondern auch Wiſchlappen und Schürzen nähen . . . ſie glaubte daher die nöthigen Vorſtudien gemacht zu haben, um die Weißnäherei in Paris treiben zu können.

Sie nahm ihren Freund Loriot bei der Hand und ſagte mit feierlichem Ernſt: »Ich will da hinein gehen!«

»Was willſt Du kaufen?« fragte Loriot

»Ich will nichts kaufen, ich will Geld verdienen . . . Wenn Du nicht arbeiten willſt, ſo geh deiner Wege, ich will für zwei arbeiten!«

Dies machte auf den Freund Loriot nicht den erwarteten Eindruck. Sein verdrießliches Geſicht begann zu lächeln. Er ſchaute durch das Fenſter, und Chiffon, die ihn von der

Digitized by Google

Seite anſah, konnte ſich nicht enthalten, ihm das Kinn zu ſtreicheln.

Ein lautes Gelächter der Nähterinnen unterbrach ſeine Betrachtungen.

»Sie lachen über Dich,« ſagte er.

Chiffon trat entſchloſſen ein. Loriot ſchaute ihr lachend nach.

In dem Laden hörte das Gelächter auf als die kleine Bretagnerin eintrat. Man fürchtete die Bitte um ein Almoſen.

»Was wollen Sie?« fragte man die Kleine, welche die Geſellſchaft mit einem Knix begrüßte.

»Arbeit, meine liebe Dame . . . ich komme von Hauſe und bin jung, wie Sie ſehen, und möchte gern etwas verdienen.«

Die Mademoiſelles ſahen einander höhniſch lächelnd an. Loriot ſah es von draußen und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht. Er trug kein Bedenken, ſeine Chiffonnette zu necken, aber er mochte es von Andern nicht dulden.

Chiffon hielt in ihrer Einfalt das Lächeln der Nähterinnen für ein gutes Zeichen. — Die Dame vom Hauſe fragte ſie:

»Können Sie überwendlings nähen?«

»Wie meinen Sie?« fragte das arme Kind.

»Plattſtiche machen?«

»Meine liebe Dame . . .«

»Steppnähte nähen?«

Chiffon ſah ſich nach dem Fenſter um und ſuchte aus dem Blicke ihres Freundes Loriot Muth zu ſchöpfen. Loriot war nicht mehr da.

Neben dem Weißwaarenlager wurde eingeſottenes Obſt in großen Gläſern feilgeboten. Loriot hatte die wenigen eingeſammelten Kupferſtücke in der Taſche und konnte dem Wun-

Digitized by Google

ſche nicht widerſtehen, mit den unbekannten Leckerbiſſen Bekanntſchaft zu machen.

Hier ſah man deutlich, daß Paris das Paradies der Frauen iſt. Hinter dem Ladentiſche bewegten ſich ſchlanke, lächelnde Huldinnen, welche die Käufer oder Gäſte bedienten. Welch ein beneidenswerthes Loos! Loriot würde hier gewiß Luſt bekommen haben, ein Mädchen zu werden, wenn er's nicht ſchon längſt gewünſcht hätte.

In dem Laden waren mehre Perſonen beiderlei Geſchlechts; aber Loriot machte die Bemerkung, daß nur das männliche Geſchlecht zahlte, und dies vermehrte noch ſeine Verachtung gegen die Männer.

Der ſchüchterne kleine Menſch wurde übrigens ſehr verlegen in dem glänzenden Conditorladen. Der Kopf ſchwindelte ihm, als er ſo viele ſchöne Herren und Damen ſah. Wie ſollte er die Huldinnen hinter dem Ladentiſche anreden? Er ſtand mitten im Laden und drehte ſeine Mütze, die er abgenommen hatte.

»Was wünſchen Sie, Monſieur?« fragte eine der Huldinnen, zufällig die ſchönſte und rothwangigſte unter allen.

Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß man ihn »Monſieur« nennen könne. Er gab keine Antwort. Eine Andere rief ihm lachend zu:

»Was ſteht zu Dienſten, Kleiner?«

»Sieh', den allerliebſten kleinen Menſchen!« ſagte eine Dame zu ihrem Begleiter.

Alle Anweſenden ſahen ſich nach ihm um.

»Komm näher, Du kleiner Blondkopf!« ſagten einige Herren.

Loriot trat langſam und mit ernſter Haltung näher. —

Digitized by Google

»Ich laſſe mich nicht foppen,« ſagte er, ſich in die Bruſt werfend; »ich kann bezahlen und verlange nichts um Gottes willen.«

Die Geſellſchaft lachte. Zwei Damen in ſchwarzen Shawls mit gelben Franſen nahmen ihn beim Arm. Als Loriot vor dem Ladentiſche ſtand, zeigte er mit dem Finger auf ein Glas mit Pflaumen und auf ein Glas mit Orangen.

»Ich will von dem und von dem koſten,« ſagte er mit lüſternen Blicken. Seine Befangenheit war erſäuft in dem Waſſer, das ihm in den Mund kam.

Er wurde nach Wunſch bedient. Er koſtete zuerſt die Orangen mitten in dem Kreiſe der Neugierigen.

»Das wärmt!« ſagte er mit behaglichem Lächeln. »Auf die Geſundheit der Geſellſchaft!«

Der andere aromatiſche Leckerbiſſen ſchien ihm nicht minder zu munden; ſein blühendes Geſicht war wie verklärt. Die Zuſchauer ſahen ihm lachend zu.

»Was koſtet es?« fragte er endlich, in die Taſche greifend.

Ein Gaſt gab der geldeinnehmenden Huldin einen Wink.

»Es koſtet nichts,« antwortete das Mädchen mit einem artigen Knix.

»Nicht möglich!« ſagte Loriot erſtaunt. »Wenn das iſt, ſo hole ich die Chiffonnette.«

Er wurde nun von allen Seiten mit Fragen beſtürmt:

»Wer iſt die Chiffonnette?«

»Iſt's deine Schweſter, lieber Kleiner?«

»Iſt's deine Couſine?«

»Iſt's deine gute Freundin?«

»Haſt wohl gar ſchon eine Frau?«

Digitized by Google

Loriot wußte nicht, welche Frage er zuerſt beantworten ſollte. Er ſah ſich im Kreiſe um, und ſah ſo viele ſchöne ſchwarze Shawls mit goldenen Franſen, daß er ſich ſeiner kleinen Chiffonnette ſchämte.

»Wer die Chiffonnette iſt?« erwiederte er endlich, »ſie iſt mein Dienſtbote.«

Ein lautes Gelächter brach unter den Anweſenden los.

»Der kleine Menſch macht ein Haus!« ſagte ein Shawl.

Ein anderer Shawl fragte: »Wie viel Lohn gibſt Du deiner Haushälterin?«

Loriot merkte, daß man ihn zum Beſten hatte. Er ſetzte ſeine wollene Mütze auf und ſagte zu einem der holdlächelnden Engel:

»Da es nichts koſtet, ſo geben Sie mir noch eins.«

»Von welchem?« fragte das Ladenmädchen, auf die beiden Gläſer deutend.

»Von beiden,« erwiederte Loriot dreiſt.

Toto hatte eine zwiſchen der Weißwaarenhandlung und dem Conditorladen ſtehende Bank gefunden; er hatte ein Auge auf Chiffon, das andere auf Loriot.

»Der Kleine hat Appetit,« dachte er; »es iſt ſchon das vierte Glas ... ich hätte mich mit einem begnügt ... ich wünſche mir keinen Reichthum, aber ich möchte täglich dreimal eſſen und trinken.«

»Mit dem Weißnähen iſt's nichts, Kleine,« antwortete man der armen Chiffon in dem prächtigen Laden; »es iſt recht gut, wenn man Wiſchlappen und Schürzen ſäumen kann, aber bei uns iſt das nicht genug; die Lehrmädchen müſſen zahlen ... Sie ſcheinen indeß recht beſcheiden zu ſeyn und guten Willen zu haben; ich brauche Jemand zur Hausarbeit ...«

Digitized by Google

»Zur Hausarbeit?« wiederholte Chiffon, deren liebliches Geſicht durch einen Strahl der Freude erheitert wurde.

»Ja, mein Kind, zum Auskehren, Aufräumen, Packete tragen . . .«

»Ich verſtehe, Madame,« ſagte Chiffon mit Ergebung; »ich will Alles thun, wenn Sie mich nehmen wollen.«

Ach, das Pariſer Paradies hatte ein gar trauriges Vorzimmer! Aber die kleine Bretagnerin hatte Muth; ſie vertraute ihrem Glücksſterne, es kam vor der Hand nur darauf an, das Leben zu friſten und den Weg in das Paradies zu finden.

»Ich gebe fünfzehn Franken monatlich,« fuhr die Kaufmannsfrau fort; »dazu Koſt, Wäſche, zu jeder Mahlzeit ein halbes Glas Wein; ausgehen können Sie wenn Zeit iſt; die Schlafſtelle iſt auf dem Boden.«

Chiffon beſann ſich; ſie dachte an ihren Freund Loriot. Was ſollte aus ihm werden?

»Wo kann ich mich nach Ihnen erkundigen, mein Kind?« fragte die Frau.

»Ich kenne Niemand in Paris,« erwiederte Chiffon.

»So, wo kommen Sie denn her?«

»Aus der Bretagne.«

»Ich brauche ein ordentliches Mädchen, mein Kind, mein Haus iſt als ſehr anſtändig bekannt.«

Die »Demoiſelles« blieben wirklich ganz ernſthaft. Die Frau vom Hauſe fuhr fort:

»Gute Sitten ſind bei mir die erſte Bedingung... Wie ſind Sie denn aus der Bretagne gekommen?«

»Zu Fuß, Madame.«

»Ganz allein?«

Digitized by Google

»Nein,« ſtammelte Chiffonnette, die wieder einen Blick nach dem Fenſter warf, um ihren Loriot zu ſuchen.

»Mit wem?« fragte die Frau.

»Mit meinem Loriot,« antwortete Chiffon.

Eine Demoiſelle ſetzte hinzu: »Vermuthlich der hübſche Gamin, der uns ſo eben beäugelte.«

»Das iſt nicht wahr!« erwiederte die kleine Bretagnerin auffahrend, »mein Loriot hat Sie nicht beäugelt!«

Die Demoiſelle biß ſich in die Lippen, die Frau vom Hauſe nahm eine ernſte Miene an.

»Wer iſt Ihr Loriot, mein Kind?« fragte ſie. »Etwa Ihr Bruder?«

»Nein, Madame.«

»Alſo Ihr guter Freund?«

»Ja, Madame.«

Alle Demoiſelles ließen ihre Arbeit ruhen und ſahen einander an: dieſe unerhörte Keckheit beleidigte die Unſchuld der Nähterinnen.

»Mein Kind,« ſagte Madame, »würden Sie ſich entſchließen, von Ihrem Loriot, wie Sie ihn nennen, abzulaſſen?«

»Nein, das thue ich nicht!« antwortete Chiffon lebhaft.

»Wie ſchamlos!« ſagten die Demoiſelles.

»Mein Kind,« erwiederte Madame, »Ihr Loriot wird Sie hindern, in Paris einen Platz zu finden... Sie können ſich anderswo umſehen.«

Chiffon machte einen Knix und entfernte ſich.

In demſelben Augenblicke labte ſich Loriot an der zweiten Auflage der würzigen Leckerbiſſen.

»Lieber Kleiner,« flüſterte ihm eine Stimme ins Ohr, »wenn Du in Paris dein Glück machen willſt, ſo mußt Du deine Chiffonnette laufen laſſen.«

Digitized by Google

Er ſah ſich um und erblickte eine große Dame mit dem unvermeidlichen ſchwarzen goldbefranſeten Shawl; die Dame hatte einen Schnurbart. Loriot dachte:

»Auch Einer, der ſich in ein Frauenzimmer verkleidet hat. — Darum haben Sie ſich nicht zu kümmern!« ſetzte er laut hinzu ... »Guten Abend, meine Herren und Damen!«

Er entfernte ſich mit dem Bewußtſeyn, ſich als Weltmann benommen zu haben.

Toto ſtand von ſeiner Bank auf; er konnte bemerken, daß Loriot den Kopf jetzt viel höher trug.

»Wo iſt denn mein Loriot geweſen?« fragte Chiffon, die ihrem Freunde entgegeneilte.

Er war ihr noch lieber geworden wegen des Opfers, das ſie ihm gebracht hatte.

»Und was haſt Du gemacht, Chiffonnette?« erwiederte er mit geckenhaftem Tone.

Sie ſagte nichts von der vereitelten Hoffnung, ſie erwiederte nur: »Es iſt mir nicht gelungen.«

»Aber mir iſt's gelungen, Chiffonnette!« erwiederte er frohlockend. »Ich habe von Beidem gekoſtet, und ich muß ſagen, daß es mir famös gemundet hat ... jetzt will ich etwas eſſen.«

Toto war ihnen in dieſem Augenblicke ganz nahe; er fand den Wunſch des kleinen Bretagners gar nicht unbillig. Aber Chiffon erwiederte mit weinerlicher Stimme: »Ich habe keinen Hunger!«

Das war keineswegs ein Grund, der dem Hungrigen den Appetit hätte vertreiben können. Die arme Chiffonnete hatte Unrecht; aber ihr ſchöner Himmel hatte ſich ſo ſchnell verdunkelt, und der Verſuch, den ſie gemacht hatte, entfernte ſie ſo weit von ihren Hoffnungen!

Digitized by Google

Loriot ſtimmte ebenfalls einen weinerlichen Ton an, und Toto bedauerte ihn von ganzem Herzen.

Plötzlich ſtand Loriot mitten auf dem Trottoir ſtill und hielt Chiffonnette an.

»Gib mir meinen Antheil von dem Louisd'or,« ſagte er entſchloſſen; »ich will nicht bei Dir bleiben!«

Chiffonnette trat ganz erſchrocken zurück. Sie ſah Loriot an, der gar nicht zum Scherzen aufgelegt ſchien.

»Wir wollen eſſen, wenn Du willſt,« ſagte ſie.

»Ich will meinen Antheil,« erwiederte er; »ich will mich nicht mehr von Dir hudeln laſſen ... ich weiß auch was ich weiß: man hat mir geſagt, ich würde in Paris mein Glück nicht machen, wenn ich ein Mädchen mit mir ſchleppe.«

Chiffon ſah ihn noch immer an. Seine Augen funkelten, die Liqueurſauce der eingemachten Früchte hatte ſeine Wangen geröthet. Chiffon hatte ihn noch nie ſo hübſch geſehen, und gleichwohl dachte ſie an die Worte der Kaufmannsfrau: »Ihr Loriot wird Sie hindern, in Paris einen Platz zu finden!«

Digitized by Google

VIII.

Der getheilte Louisd'or.

Die beiden kleine Bretagner hatten seit dem Augenblicke, wo wir ihnen in der Avenue Gabrielle begegneten, ein gutes Stück Weges gemacht. Es war spät geworden, und Niemand hätte Loriot tadeln können, wenn sich seine Wünsche auf ein Abendessen beschränkt hätten. Aber er wollte den Louisd'or theilen, seine Chiffonnette verlassen und ein Engel des Pariser Paradieses werden . . . und das war bedenklich.

Toto, Chiffon und Loriot befanden sich unweit der Boulevardtheater, als der kleine Mensch rebellisch wurde. Toto hörte den Wortwechsel und er fürchtete eine Trennung der beiden kleinen Wanderer, wodurch der Auftrag, den er erhalten, ungemein schwierig geworden wäre. — Aber Chiffon richtete ihr Augenmerk auf einen Brotkuchenverkäufer, den Loriot gar nicht beachtet hatte; denn die Bretagner und Pariser Brotkuchen haben nur den Namen mit einander gemein.

»Willst Du das zum Abendbrot, lieber Loriot?« fragte sie.

Loriot warf einen lüsternen Seitenblick auf den goldbraunen Fladen, von welchem das große Messer ein Stück nach dem andern abschnitt. Aus der großen Anzahl der Käufer konnte man schließen, daß das Gericht sehr schmackhaft

Digitized by Google

seyn müsse. Und in der That, die Brotkuchen am Gymnasetheater gehören zu den schmackhaftesten Früchten, die im Paradiese der Frauen wachsen, und noch dazu eine für Jedermann erreichbare Frucht. Für zwei Sous bekommt man ein Stück, womit man sich den Magen verderben kann. Alles Andere ist aus der Mode gekommen und seit Jahren vergessen, der Brotkuchen allein bleibt ewig jung, stark und frisch; er belächelt seit dreißig Jahren die dramatischen Triumphe wie die politischen Umwälzungen; er hat sich in alle Meisterwerke der Bühnenliteratur, in alle Reden der Deputirten, in alle Circulare der Regierungen gehüllt. Kurz, Alles ist vergänglich, nur der Brotkuchen bleibt . . . Und wohl zu merken, er hockt in einem kleinen Winkel am Boulevard, wo alle Revolutionen, alle Triumphe vorüberziehen, wo die siegreichen Souveräne vorbeireiten, wo die gestürzten Throne vorbeigeschleppt werden, um sich auf dem Bastilleplatz verbrennen zu lassen; wo man mit gleicher Aufrichtigkeit und Begeisterung die verschiedensten Machthaber hochleben läßt. Der Brotkuchen wird in heiterem Sonnenschein wie in Sturm und Ungewitter, in der Kälte wie in der Hitze, im Brumaire wie Fructidor, am 29. Juli wie am 2. December verkauft. Und er wird ferner verkauft werden. Man braucht kein Prophet zu seyn, um prophezeien zu können, daß der Brotkuchen, der so viel mitgemacht hat, auch in Zukunft die Ereignisse überleben wird.

Der feine Geruchsinn des kleinen Bretagners entschied bald zu Gunsten des duftenden warmen Brotkuchens. Der arme Toto stimmte mit ihm vollkommen überein.

»Ja, ich will,« antwortete Loriot auf die Frage seiner kleinen Freundin.

Digitized by Google

»Haſt Du deine Sous noch?« fragte Chiffonnette, die wieder Hoffnung bekam.

Aber dieſe Frage beſchwor wieder eine düſtere Wolke am heitern Himmel herauf.

»Meine Sous!« erwiederte Loriot, indem er ſeine Mütze auf ein Ohr ſchob, »Du brauchſt keine Sous.«

»Ich meine, damit wir unſern Louisd'or nicht zu wechſeln brauchen,« ſagte Chiffon kleinlaut.

»Wechſele ihn nur!« gebot der kleine Menſch; »um zu theilen, wüſſen wir wechſeln.«

Dieſe herzloſe Antwort entlockte der armen Chiffonnette Thränen. Sie ging ohne zu antworten auf den Brotkuchenladen zu. Loriot blieb mitten auf dem Asphalt ſtehen, und ſein Blick fiel unwillkürlich auf einen Liqueurladen. Er trat ein und verlangte ein Glas Liqueur. In der Gegend des Cap Fréhel ſind die geiſtigen Getränke an der Tagesordnung. Er trank ſein Gläschen und verlangte noch eins.

»Der Kleine hat Appetit,« dachte Toto.

»Für wie viel Brotkuchen wollen Sie?« fragte man Chiffonnette, die ganz traurig in den Laden trat.

»Ich will ein ſolches Stück,« antwortete ſie, auf einen Reſt deutend.

»Es koſtet zehn Sous.«

Bei jeder andern Gelegenheit würde ſie gewiß Bedenken getragen haben, aber dieſen Abend lag ihr wenig an dem Gelde: ihr Loriot war ihr lieber, als alle Louisd'or der Welt. Sie hatte ihn noch nie ſo geſehen. Er hatte allerdings ſeine Fehler, wie jeder Menſch; er hatte viel Appetit und wenig Muth; die Arbeit hatte nie großen Reiz für ihn gehabt; aber ſo ſind ja alle Knaben, ſie beſſern ſich wenn ſie

Digitized by Google

größer und verständiger werden: wie kann man mit siebzehn Jahren ein Muster aller Tugenden seyn?

Chiffon war zu klug, um das zu verlangen. Wenn man ihr aufgetragen hätte, für ihren Loriot ein Gesetzbuch zu verfassen, so würde es gewiß nur einen Artikel enthalten haben: Du mußt deine Chiffonnette recht lieb haben und ihr gehorchen.

Sie warf den Louisd'or auf den Ladentisch und sagte:

»Nehmen Sie ihre zehn Sous.«

Der Tisch gab einen ungewohnten Klang. Die Ladenmädchen stutzten, unter den wartenden Käufern entstand eine Bewegung; zum Glück waren keine Spitzbuben darunter.

Die Abschneiderin ließ ihr Messer ruhen, um die reiche Käuferin anzuschauen. Sie glaubte sich geirrt zu haben, als sie das Häubchen und das einfache Halstuch der kleinen Bretagnerin sah.

»Vierzig Franken!« sagte die Cassierin.

»Haben Sie viele solcher Goldfüchse, mein Kind?« fragte eine Leinwandblouse.

Die Abschneiderin zögerte. Aber das frische gutmüthige Gesichtchen der Kleinen mit den großen thränenfeuchten Augen konnte keiner Diebin angehören. Dies war wenigstens die Meinung der drei Ladenmädchen. Man schnitt ein Stück Brotkuchen ab, wickelte es in einen alten Theaterzettel und gab das Geld heraus, nachdem das Goldstück des Herzogs von Rostan von Hand zu Hand gewandert und aufmerksam betrachtet war.

Die Ladenmädchen sprachen den ganzen Abend davon. Beim Schlafengehen bereuten sie alle drei, daß sie die kleine Bretagnerin nicht hatten verhaften lassen.

Digitized by Google

Chiffon war außer ſich vor Freude, obſchon ſie von der Gefahr, in der ſie geſchwebt, keine Ahnung hatte. In der einen Hand hielt ſie den eingewickelten Brotkuchen, in der andern ihre neununddreißig Franken fünfzig Centimen. Der fatale Louisd'or, die Urſache aller Streitigkeiten, war nicht mehr da, das Unglück war beſchworen.

»Mein Loriot,« rief ſie dem kleinen Schmarotzer zu, der eben aus der Schenke kam, »hier iſt für zehn Sous!«

Der Boulevard war nicht mehr breit genug für Loriot.

»Hier iſt's nicht wie drüben,« antwortete er, »man bekommt nichts umſonſt . . . doch das thut nichts, ich kann zahlen . . . und überdies bin ich ja von Tréguz, an blanken Thalern wird mir's nicht fehlen.«

Chiffonnette fand ſeine Stimme verändert. Er tappte mit beiden Händen in den Taſchen auf dem Asphalt fort.

»Wenn ich will,« ſetzte er hinzu, »heirathe ich eine der ſchönen Damen, die hier vorbeigehen . . . ſie haben mich Alle auf's Korn genommen.«

»Ja, wahrhaftig,« erwiederte Chiffonnette, »und mich ſehen die Herren an.«

»Das glaubſt Du!« ſagte Loriot, die Achſeln zuckend.

»Ich kümmere mich gar nicht darum!« erwiederte die Kleine. »Komm, ſetze Dich und iß dein Abendbrot.«

Die Bänke waren leer, denn es war ſpät und kalt. — Chiffonnette reichte ihm den Kuchen, er nahm die größere Hälfte und gab ihr das Uebrige zurück. Sie proteſtirte nicht; ſie hatte keinen Appetit, trotz der ermüdenden Reiſe. — Toto ſetzte ſich auf das andere Ende der Bank.

»Erinnerſt Du Dich noch,« ſagte Chiffon ſeufzend, »der letzten Mahlzeit, die wir unterwegs gehalten . . . Du weißt doch, in dem Heuſchober, bei dem großen Schloſſe.«

Digitized by Google

»Dummheiten!« erwiederte Loriot mit vollem Munde.

»Haſt Du mich denn gar nicht mehr lieb, mein Loriot?« fragte Chiffonnette ſchluchzend.

»Ich habe meine Idee,« ſagte der kleine Freſſer. »Wenn Du wärſt wie die Damen da . . .«

»Weißt Du wohl,« ſagte Chiffon, die gewonnenes Spiel zu haben glaubte, »die Damen ſprechen mit den Männern . . . ich habe ſie wohl geſehen.«

»Sie haben ihnen etwas zu ſagen,« entgegnete Loriot.

»Du verſtehſt mich nicht, mein Loriot; es ſind Gaſſenläuferinnen.«

»Was liegt daran?«

»Iſt es möglich, daß Du ſo ſprechen kannſt?«

»Es iſt mir ganz egal, ob Dir's gefällt oder nicht,« erwiederte er, ſeine Jacke aufknöpfend, »ich möchte auch eine Gaſſenläuferin ſeyn.«

Chiffon faltete troſtlos die Hände. Toto, die gute Seele, faßte ſie beim Arm und ſagte leiſe zu ihr: »er hat einen kleinen Stich, meine kleine Landsmännin.«

Chiffon ſah ſich raſch um. Der arme Toto ſah aus, als ob er ein Almoſen bitten wollte. Da Chiffon ihr Stück Brotkuchen nicht eſſen mochte, ſo reichte ſie es ihm und fragte: »Seyd Ihr aus unſerer Heimat?«

»Ich bin bei Plouesnon zu Hauſe,« antwortete Toto. »Danke ſchön, mein Kind!«

Er biß mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen in den Brotkuchen.

Chiffon hätte ihm für den Balſam, den er in ihr Herz geträufelt, gern noch mehr gegeben. Sie wußte nicht, wie und wo ſich ihr Loriot hatte betrinken können, aber ſein Athem war ein hinlänglicher Beweis. In der Bretagne müſ-

Digitized by Google

ſen die Frauen der Trunkenheit Alles verzeihen, ſonſt wäre gar kein Hausfriede möglich. Die Reiſenden verſichern, daß die Weiber an der Nordküſte gegen den Verdruß, den ihnen die Trunkſucht der Männer macht, den Branntwein als homöopathiſches Mittel anwenden. Wenn der Mann betrunken nach Hauſe kommt, betrinkt ſich die Frau; in dieſem Zuſtande zählt man weder die ausgetheilten noch die empfangenen Schläge.

»Du haſt alſo getrunken, lieber Loriot?« fragte Chiffonnette ſanft.

»Ich habe gethan, was mir beliebte,« antwortete der kleine Tyrann; »ſollte ich Dich etwa um Erlaubniß fragen?«

»Du haſt recht gethan, wenn Du Durſt hatteſt, aber ...«

»Ich habe noch Durſt,« fiel ihr Loriot ins Wort, »und will noch trinken.«

Chiffon gab ihren Unmuth zu erkennen; Loriot ſetzte hinzu: »Gefällt Dir's etwa nicht? Ich will trinken; geh und hole mir um vier Sous Branntwein.«

»Nein, das thue ich nicht!« erwiederte die Kleine.

»Das wollen wir doch ſehen!« ſagte Loriot aufſpringend.

Er wankte, ſobald er auf den Füßen ſtand. Er war völlig betrunken.

»Warum dreht ſich denn die Bank?« ſagte er lallend; »Du drehſt Dich auch, Chiffonnette ... und ich auch! Wahrhaftig, das iſt curios! ... Geh, mein Püppchen, ich gebe Dir die Hälfte ... wir müſſen doch zum Abſchiede eins trinken!«

Chiffon hörte mit bangem Herzen zu; er hatte ſchon vor ſeinem Rauſche von Trennung geſprochen.

»Wo wird denn hier getanzt?« fragte Loriot, der ſich

Digitized by Google

kaum auf den Füßen halten konnte. »Ich möchte tanzen ... Ha! ha! Du meinteſt, das Paradies ſey für Dich allein, Chiffonnette, weil Du ein Mädchen biſt! ... Was will der Mann hier? Wer hat Dir erlaubt, Dich auf meine Bank zu ſetzen? ... Geh und hole mir für ſechs Sous; wir wollen theilen.«

Chiffon ſah den armen Toto, der behaglich ſeinen Fladen verzehrte, mit bittender Miene an. »Gehen Sie fort, Landsmann,« flüſterte ſie ihm zu.

Toto war nicht ſtreitſüchtig; er nickte der Kleinen zu und verließ ſeinen Platz.

»Haſt Du's geſehen?« lallte Loriot, »die Männer fürchten mich! O, wie freue ich mich, daß ich in Paris bin! Es gibt viele ſchöne Sachen in Paris, und ich will ſie alle haben, ſage ich Dir, ich habe meine Idee!«

Toto ſetzte ſich auf eine andere Bank.

Chiffon ſeufzte. »Ich habe den Louisd'or gewechſelt,« dachte ſie, »aber das kleine Geld bringt mir ebenfalls Unglück!«

»Biſt doch ein hübſches Kind, Chiffonnette,« ſagte Loriot, der ſie mit einer Gönnermiene anſah; »kannſt auch alles Schöne haben, wenn Du willſt; ich werde Dir guten Tag ſagen, wenn wir uns begegnen ... und wenn Du recht geputzt biſt.«

»Iſt es wirklich dein Ernſt, mein Loriot,« ſagte Chiffon, ſeine Hand faſſend, »Du könnteſt ohne mich leben?«

»O ja,« antwortete er ohne Zögern.

»Wir haben uns ja nie eine Stunde verlaſſen!« ſchluchzte Chiffonnette.

»Wenn man ſich nicht mehr gefällt,« ſagte Loriot ernſt,

Digitized by Google

»so geht der Eine rechts, der Andere links, und glückliche Reise!«

»Und wenn ich Dir Branntwein hole?« fragte die arme Kleine einschmeichelnd.

»Geh, Chiffonnette!«

»Wirst Du dann bei mir bleiben?«

»Das wollen wir sehen.«

»Antworte, mein Loriot.«

»Ich will Dir's sagen, wenn Du wieder kommst.«

Chiffon ging über den Boulevard; ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, aber sie war ihrem Loriot so gut und für ihn mochte sich ihr sonst so starkes, muthiges Herz wohl einer Schwäche schuldig machen.

Während sie in die Schenke trat, blieb Loriot allein auf der Bank und lachte Chiffonnette aus. Die jungen Burschen von diesem Alter haben gemeiniglich den Teufel im Leibe. Von sechzehn bis zwanzig Jahren gibt es eine Zeit, wo die Adamssöhne einen Kieselstein statt des Herzens haben. Dies ist die Uebergangsperiode. Einige, die vom Schicksal zu großen Dingen erkoren sind, behalten den Stein ihr ganzes Leben lang in der Brust. In dem großen Weltkampf tragen sie den Sieg davon, wie der mit Eisen gepanzerte Pizarro über die nackten Peruaner.

So stark war unser armer kleiner Loriot freilich nicht; sein Kieselstein gehörte zu denen, die weich werden. Aber vor der Hand war der Stein noch hart.

»Sie ist hübsch demüthig geworden,« sagte der kleine Barbar; »sie spielte immer die keifende Mama und jetzt bedient sie mich wie eine Magd.«

Das rührte ihn durchaus nicht; er hatte seine Idee, die nicht ganz inconsequent war: Chiffon war ihm hinderlich

Digitized by Google

bei der Ausführung derſelben. Er ſah nicht ein, welche Genüſſe ein Mann in dem Paradieſe der Frauen hatte; um dieſer Freuden theilhaft zu werden, wollte er ein Mädchen. Es verſteht ſich, daß er von den Freuden des Paradieſes an der Seine nicht den mindeſten Begriff hatte.

»Hier,« ſagte Chiffon, die ganz außer Athem mit einer kleinen Flaſche zurückkam, »hier iſt für acht Sous.«

»Geſtern würdeſt Du es nicht gethan haben, Chiffonnette,« erwiederte er, ſtatt zu danken. — »Auf deine Geſundheit!«

Er ſetzte die Flaſche an den Mund und dachte: Sie darf nicht wiſſen, daß ich ein Engel des Paradieſes werden will.

»Jetzt gib mir die Hälfte von dem Louisd'or,« ſagte er, nachdem er einen Schluck getrunken.

»Es iſt morgen noch Zeit genug, lieber Loriot,« erwiederte Chiffon ſchüchtern.

Aber er antwortete: »Ich will dieſen Abend theilen.«

Er ſtellte die kleine Flaſche auf die Bank.

»Mein Antheil auf dieſe Seite,« fuhr er fort, »der deinige auf die andere . . . geſchwind.«

Chiffon nahm weinend und mit zitternder Hand das Geld aus der Taſche.

»Im Grunde,« ſetzte Loriot hinzu, »habe ich das ganze Geld mit Radſchlagen verdient.«

»Du ſollſt Alles haben,« ſagte Chiffon, »wenn Du bei mir bleiben willſt.«

»Theile!« erwiederte Loriot gebieteriſch.

Chiffon hatte ſechs Fünffrankenſtücke, drei Zweifrankenſtücke, drei Frankenſtücke und einen halben Franken heraus bekommen.

Digitized by Google

»Nun, da Du es durchaus willſt,« ſagte ſie, »ſo gebe ich Dir die neunzehn Franken.«

Loriot ſaß rittlings auf der Bank und ſah gierig der Theilung zu. Chiffon warf ihm von Zeit zu Zeit einen betrübten Blick zu: ſie konnte noch immer nicht an die Trennung glauben.

Loriot nahm ſeine Hälfte und ſteckte ſie in die Taſche Chiffon ließ ihren Antheil liegen.

»Brauchſt Du das Alles?« fragte er nach einer Weile.

»Nein,« antwortete Chiffon zerſtreut.

»Wie viel brauchſt Du?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich will Dir's ſagen,« erwiederte er, »ich brauche die Hälfte von deinem Antheil.«

»Nimm was Du willſt, mein Loriot,« ſchluchzte ſie.

»Brauchſt nicht zu greinen!« ſagte Loriot und nahm noch zwei Fünffrankenſtücke, ſo daß der armen Kleinen kaum noch zehn Franken blieben.

Chiffon ließ es ruhig geſchehen; ſie dachte: Mein Gott! wie kann man Paris das Paradies der Frauen nennen!

Loriot, damit noch nicht zufrieden, warf einen lüſternen Blick auf das kleine Häuflein der armen Chiffonnette.

»Du biſt reich,« ſagte er mit voller Ueberzeugung, denn die zehn Franken dehnten ſich in ſeinen umnebelten Augen zu einem großen Geldhaufen. »Es freut mich . . . wir trennen uns alſo in aller Freundſchaft . . .«

»Warum trennen wir uns denn, mein theurer Loriot?« ſtammelte die Kleine.

Loriot nahm wieder einen Schluck.

»Warum?« erwiederte er: »man kann doch nicht im-

Digitized by Google

mer beiſammen bleiben . . . Aber es iſt mir doch ganz ſeltſam zu Muthe . . . nicht weil ich einen Schluck getrunken habe . . . vielleicht iſt die Luft in Paris nicht gut. Höre, ich will noch fünf Franken von deinem Antheil nehmen, ich könnte krank werden . . .«

»Wie Du willſt, mein Loriot.«

Loriot nahm noch fünf Franken und trank die Flaſche vollends aus.

»Ich ſchenke ſie Dir zum Andenken,« lallte er, »und um Dir zu zeigen, daß ich nicht böſe bin.«

Er hielt ſich mit beiden Händen an der Bank, um nicht zu fallen.

»Es iſt wahr,« ſagte er mit immer ſchwererer Zunge, »es wird mir ganz wehmüthig ums Herz . . . Fall' nicht, Chiffonnette . . . Die Flaſche iſt alſo für Dich allein; ich nehme den Reſt und kaufe mir eine Kette, die ich um den Hals tragen will, um an Dich zu denken . . . das iſt doch hübſch, nicht wahr?«

Er nahm das noch übrige Geld und ſteckte es zu dem übrigen.

»Wir haben alſo getheilt,« ſagte er. »Auf Wiederſehen, Chiffonnette!«

Digitized by Google

IX.

Die erſte Nacht in Paris.

Der kleine Loriot hatte die Fabeln von Lafontaine nicht geleſen, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht leſen konnte. Hätte er die Fabeln gekannt, ſo hätte man ihn eines Plagiats beſchuldigen können, denn er theilte wie der Löwe. Er hatte freilich zwei Pflaumen und zwei Orangen mit Liqueurſauce und dazu noch für zwölf Sous gebranntes Waſſer getrunken, da konnte er wohl ein Löwe werden.

Der kleine Tyrann glaubte nicht nur gerecht, ſondern ſogar großmüthig gehandelt zu haben; man hätte ihm die eindringlichſten Vorſtellungen machen können, um ihn von ſeinem Unrecht gegen die arme Chiffonnette zu überzeugen, er würde es nicht geglaubt haben.

Der Himmel war ihm offenbar günſtig geweſen, denn kein Polizeiſoldat hatte die Theilung geſtört, obgleich in der Nähe ein Wachtpoſten iſt.

Nachdem er ſeiner Chiffonnette Lebewohl geſagt, ſtand er wohlgemuth auf, aber ſeine Füße wollten ihn nicht mehr tragen. Er ſank hinter der Bank nieder. Chiffonnette hatte dies erwartet, denn ſonſt wäre ſie gewiß nicht in die Schenke gegangen. Wenn ein Vogel davon fliegen will, ſchneidet man ihm die Flügel ab.

»Auf Wiederſehen, mein Loriot!« ſagte ſie.

»Warte ein bischen,« erwiederte er, indem er ſich

Digitized by Google

vergebens aufzurichten ſuchte. »Iſt nichts mehr in der Flaſche?«

»Kein Tropfen mehr, mein Loriot . . . Auf Wiederſehen!«

»So warte doch, Chiffonnette!«

»Es iſt ſpät und ich muß mich nach einem Nachtlager umſehen.«

Daran hatte Loriot nicht gedacht. »Wo ſchläfſt Du denn, Chiffonnette?« fragte er und hielt ſie am Rocke feſt.

»Die Stadt iſt groß,« ſagte die Kleine; »es wird ſich ſchon etwas finden.«

»Brrrr! es iſt kalt!« ſagte Loriot ſchlotternd; »wenn Du willſt, gehe ich mit Dir . . . Ich bin noch nie ſo müde geweſen,« ächzte er, ſich mit großer Anſtrengung aufrichtend.

Chiffon mußte ihn halten, um einen neuen Sturz auf den naſſen Erdboden zu verhüten. — Toto begann die Geduld zu verlieren; die Pauſe auf der Bank hatte lange gedauert und der Brotkuchen, den er verzehrt hatte, hinderte ihn nicht, an das Abendeſſen zu denken.

»Das wird die ganze Nacht dauern,« dachte er; »der Kleine kann nicht fort . . . er hat's ſchon weit gebracht für ſein Alter.«

»Stütze Dich auf mich, Chiffonnette,« ſagte Loriot, »fürchte Dich nicht.«

Sie gingen einige Schritte auf dem Fahrwege fort, der Porte Saint-Denis zu.

»Ich habe getrunken; und Du gehſt im Zickzack!« murrte Loriot; »fürchte Dich nicht, ſtütze Dich auf mich.«

»Landsmann,« ſagte Chiffon zu dem ehrlichen Toto, »gebt mir die Hand.«

Digitized by Google

Toto war sogleich bereit, Loriot sah ihn grimmig an. — »Wer hat Dir gesagt, daß ich Geld habe?« sagte er. »Geh deiner Wege, Spitzbub!«

»Wißt Ihr wo man übernachten kann?« fragte Chiffon leise.

»Mein Vetter und ich,« antwortete Toto, »wir wohnen drüben am Wasser.«

»Ist es weit?«

»O ja.«

»Wie viel kostet es?«

»Mein Vetter Roblot bezahlt,« erwiederte Toto; »Ihr kennt Ihn, er rief Euch auf der Landstraße zu, Ihr solltet euren Louisd'or nicht für einen Kupfergroschen ausgeben.«

Toto hatte eine Idee, was selten der Fall war. Er dachte: die beiden Kleinen wissen nicht wo sie übernachten sollen, wozu kann es nützen, wenn ich meinem kleinen Sulpice sage: sie sind hier oder dort. — Er faßte den Arm des Betrunkenen und raunte der kleinen Chiffonnette zu: »Wenn Ihr nicht viel zahlen wollt, so dürft Ihr hier nicht suchen; mein Vetter Roblot sagte, hier wohnen nur die reichen Leute.«

»Wir wollen links gehen,« sagte Chiffon, als sie an der Porte Saint-Denis waren; »das sieht eher aus wie ein Dorf.«

Ein schönes Dorf, die Vorstadt Saint-Denis, die sich zwischen zwei Eisenbahnen bis nach La Chapelle erstreckt! Mancher Präfect würde sich eine solche Hauptstadt wünschen.

Toto zog die nöthigen Erkundigungen ein. Der brave Mensch war voll Eifer, weil er gern fortgehen wollte. Loriot wollte in alle Weinschenken gehen, an denen man vor-

Digitized by Google

über kam; Chiffon ſchlich ſchweigend und traurig an ſeiner Seite fort.

Toto fragte einen vor der Thür ſtehenden Krämer, wo man übernachten könne.

»Aha! Ihr habt den Eiſenbahnzug verſäumt?« ſagte der Krämer, »Amerika wird bald voll von Elſaſſern ſeyn!«

Er hielt ſie für Auswanderer. Er rief ſeinen Ladendiener. »Weißt Du, wo man hier in der Nähe übernachten kann?«

»Im vierten Hauſe links,« antwortete der Ladendiener; »es iſt eine Laterne über der Thür.«

Toto dankte und ging weiter. Auf der gelben ſchmutzigen Laterne ſtand mit großen Buchſtaben: »Hier übernachtet man.« Dieſe Inſchrift war ein Räthſel für die drei Bretagner, aber die von dem Ladenburſchen erhaltene Auskunft genügte ihnen und ſie traten ohne Bedenken in den ſchmalen Gang, der ſich unter der Laterne aufthat. Toto führte die beiden Kleinen bis an das Ende des Ganges, dann kehrte er um. Als er wieder auf der Straße war, betrachtete er das Haus mit großer Aufmerkſamkeit, wie ein braver Soldat, der zum Recognosciren ausgeſchickt iſt und einen ausführlichen Bericht abſtatten will.

»Es iſt die zweite Laterne in dieſer Straße,« ſagte er; »aber wie heißt die Straße?« — Er kratzte ſich hinter dem Ohr. — »Eine Straße, die bei der großen Promenade anfängt, wo das Thor iſt, das ganz offen ſteht . . . Mein Gott! Der kleine Sulpice wird ſagen: Toto, Du biſt noch eben ſo dumm, wie vormals!«

Der arme Menſch zerbrach ſich den Kopf, wie ſollte er die über einer kleinen Hausthür hangende Laterne genau bezeichnen? — Der Krämer ſtand noch immer vor ſeinem La-

Digitized by Google

den, aber Toto getraute ſich nicht mehr ihn anzureden. Er lehnte ſich an die Mauer und wartete, um einen Vorübergehenden anzuſprechen. Aber es gingen viele Leute vorbei, ohne daß der arme Toto ein Herz faßte; am liebſten hätte er einen Geiſtlichen oder eine alte Dame angeredet.

Ein Geiſtlicher kam nicht. Endlich kam eine alte Dame, die ihr Geſicht ſorgfältig hinter einem alten Spitzenſchleier verbarg und natürlich einen häßlichen kleinen Hund auf dem Arm trug.

»Meine gute Dame . . .« begann Toto ſchüchtern.

Die gute Dame watſchelte ſchneller weiter, da ſie den Unbekannten für einen Bettler hielt.

»Meine gute Dame,« wiederholte Toto, hinter ihr hertrabend.

Die Alte ſetzte ihren Hund auf die Erde und ſtand vor einem offenen Kaufladen ſtill.

»Hilfe, Hilfe!« rief ſie, indem der kleine dicke Mops bellte. »Es iſt wahrlich zu arg! Sollte man ſie nicht arretiren, ſolche ruchloſe Menſchen, die ſich auf offener Straße Unanſtändigkeit gegen Frauen erlauben!«

Sie nahm ihren Hund wieder auf den Arm und ging frohlockend weiter; mußten die Leute doch glauben und vielleicht glaubte ſie ſelbſt, ſie ſey noch in dem Alter, wo eine Dame auf der Straße etwas zu fürchten hat.

Toto hätte in die Erde ſinken mögen. Es bildete ſich ein Kreis von Neugierigen um ihn. Ein Gamin trat auf ihn zu und fragte ihn ernſt: »Was wollteſt Du denn von der Ehrwürdigen?«

»Ich wollte den Namen dieſer Straße und die Nummer dieſer Laterne wiſſen,« antwortete Toto mit kläglicher Stimme.

Digitized by Google

Der kluge, erfahrene Gamin ſah auf den erſten Blick, daß die Unſchuld auf der Seite des Beſchuldigten war.

»Boshafte Creaturen,« ſagte er, »die alten Weiber mit den Schooßhunden! ... Ich möchte darauf ſchwören, daß dieſer Mann hier die Wahrheit ſagt, obſchon er das Pulver nicht erfunden hat. Es iſt die Hauptſtraße der Vorſtadt Saint-Denis, Brüderchen, und die Laterne hat Nr. 20 ... Zahlſt Du etwas?«

Toto ſchlug an die leere Taſche, der Gamin ebenfalls. Nähere Bekanntſchaft war alſo nicht zu machen. Toto ſagte ſchönen Dank und eilte fort, indem er unabläſſig wiederholte: »Vorſtadt Saint-Denis, Hauptſtraße Nro. 20.«

Man nennt das ein Zimmer in den Nachtherbergen! Es war eine Art Verſchlag im ſechſten Stocke mit einem kleinen Dachfenſter, welches durch die Breterwand in zwei Theile geſchieden war und zwei ſolche »Zimmer« mit Licht und Luft verſorgte.

Es war etwa Mitternacht. Loriot ſchnarchte laut auf einem Strohſacke. Hinter der Breterwand antwortete ihm ein noch lauteres Schnarchen. Ein zweiter Strohſack, der an dem anderen Ende des Kämmerchens lag, war unbeſetzt. Man konnte nicht aufrecht ſtehen, denn die Balken kreuzten ſich vier Fuß vom Boden. Der Nachbar hinter der Breterwand hatte das Fenſter zugemacht und die Luft war zum Erſticken. Der Mond ſchien durch das kleine Fenſter und verbreitete ein Dämmerlicht, in welchem die Gegenſtände nur undeutlich zu erkennen waren.

Digitized by Google

Chiffon und Loriot waren seit einer Viertelstunde da. Die arme Kleine kniete neben dem dürftigen Lager ihres Freundes. Außer dem Schnarchduett und dem heulenden Herbstwinde herrschte tiefe Stille. Von Zeit zu Zeit machte sich die Anwesenheit Chiffonnettens durch einen tiefen Seufzer bemerklich. Sie rührte sich nicht; ihre gefalteten Hände ruhten auf dem Strohsacke.

Loriot schlief fest. Ob ihn seine Freundin zum letzten Male schlafen sah? Sie sah das schöne, blasse Gesicht mit wahrer Mutterzärtlichkeit an und wischte ihm mit ihrer Schürze den Schweiß von der Stirn. Sie fühlte nur Mitleid und Nachsicht; sie hätte ihm so gern verziehen! Die rohe Selbstsucht, die in seinem Benehmen lag, wollte sie durchaus nicht sehen, oder hatte wenigstens eine Menge Entschuldigungen dafür. Loriot hatte ja bis dahin noch nichts von der Welt gesehen, die große prächtige Stadt hat ihn geblendet, gewissermaßen verrückt gemacht. Wie oft hatte er sie nicht geführt, getragen auf den einsamen, endlosen Wegen über die Haide! Sie war auch zu streng, zu pedantisch gewesen, sie hatte ihn tyrannisirt, und machte sich nun bittere Vorwürfe, daß sie die Gewalt, die sie über ihn gehabt, so arg mißbraucht hatte.

Siebzehn Jahre hatten sie zusammen gelebt, ohne sich einen Tag zu trennen; ihr Leben war nur eins gewesen, sie waren für einander geschaffen; sie hatten ja an einem Tage das Licht der Welt erblickt und zu der selben Stunde bei dem braven Nicolas Meruel eine Zuflucht gefunden! Sie hatten keine Eltern, keine Verwandten, keine Freunde, sie waren an einander gewiesen, auf sich selbst beschränkt. Chiffon hatte Thränen in den Augen, wenn sie an ihre Mutter dachte; sie würde sie recht innig geliebt, vorgöttert haben; aber sie kannte

Digitized by Google

ihre Mutter nicht und der alte Douanier hatte ihr geſagt, ſie ſey todt.

Hatte ſie Unrecht gethan, ſo viel zu träumen von dem Paradieſe der Frauen und die lange, mühevolle Reiſe zu machen? Sie wußte es nicht, aber ſie war bereit, wieder in die Bretagne zurückzukehren, wenn man ihr nur ihren lieben Loriot ließ. Was ſollte auch aus ihr werden? was aus dem armen Loriot? ... Sie hatte bereits einen Begriff von der ungeheuren Größe der Stadt, von der ſie ſo viel geträumt: ſie war drei bis vier Stunden gegangen und es war immer Paris. Sie wußte nicht, wo Paris zu Ende war; war ſie einmal von ihrem Loriot getrennt, ſo war er auf immer für ſie verloren in der unermeßlichen Stadt.

Sie faßte ein kleines goldenes Kreuz, das ſie an einer Schnur am Halſe trug. Auf dem Kreuz war das Bild der heiligen Jungfrau eingravirt.

»Dieſes Kreuz iſt von meiner Mutter,« ſagte ſie und drückte es an ihre Lippen. »Meine Mutter hat die heilige Jungfrau verehrt ... Mutter, bete mit mir, die Gottgeweihte wird uns erhören!«

Sie begann leiſe die Litanei der heiligen Jungfrau. Wenn die Seele jenſeit der Grenzen dieſes Lebens hört, wenn die Dahingeſchiedenen dort oben über die Zurückgebliebenen wachen, ſo mußte die Seele der armen Victoria von einem Schauer ergriffen werden. Chiffon ſprach das Gebet mit inbrünſtiger Andacht. Sie wußte nicht, daß ihre Mutter es in der Todesſtunde für ihr verlaſſenes Kind geſprochen hatte; denn Niemand hatte ihr die Geſchichte der Unglücklichen erzählt, die tief betrübt und mit Ergebung von Saint-Caſt zum Strande hinab gegangen war. Sie war den Weg oft gegangen, aber die Fußſtapfen ihrer Mutter waren längſt nicht mehr zu ſehen.

*

Digitized by Google

Dieſelben Worte, die in jener Unglücksnacht aus dem Munde der Mutter gekommen waren, kamen jetzt aus dem Munde der Tochter.

»Heilige Maria, Mutter der göttlichen Gnade, gnadenreiche Jungfrau, erbarme Dich unſer!«. . .

Loriot regte ſich und ein tiefer Seufzer kam aus ſeiner Bruſt. Chiffon hielt inne und ſah ihn eine Weile mit einiger Beſorgniß an. Er wurde ruhiger, ſeine Athemzüge regelmäßiger. Sie fuhr in ihrem Gebet fort:

»Stern des Morgens, Spiegel der Gerechtigkeit, erbarme Dich unſer! Kraft der Schwachen, Zuflucht der Sünder, Troſt der Betrübten, bitte für uns!...«

Sie hielt wieder inne und betrachtete den Schläfer wieder. »Er iſt ganz verändert!« flüſterte ſie; »er ſchlummert jetzt ganz ruhig; ſein Athem iſt leiſer, ſein Geſicht lächelt und ſcheint ſich zu beleben... er hat mein Gebet gehört! . . . Mutter! kann man den Muth verlieren, wenn dieſer Name auf die Lippen kommt? Wie konnte ich deinen letzten Kuß vergeſſen, meine liebe, gute Mutter? Habe ich dein holdes freundliches Antlitz denn nie geſehen?... Du biſt jung geſtorben und ſchön, wie ich Dich im Traume ſehe, mit dem reichen Lockenhaar auf der bleichen Stirn . . . Ach, Mutter, ich glaube, Du warſt unglücklich auf dieſer Welt. Ich möchte auch ſterben, wenn der Einzige, den ich auf dieſer Erde habe, mich nicht mehr lieb hat. Mutter, bewahre mir einen Platz bei Dir auf! . . .«

Sie weinte nicht mehr, ihre Augen brannten. Sie blieb lange unbeweglich in ihrer knienden Stellung; ſie hörte eine Stunde nach der andern ſchlagen. In den Dachkammern der höhern Häuſer hörte man weit und breit die Thurmuhren ſchlagen. — Gegen vier Uhr kniete ſie noch immer neben dem Lager ihres Loriot; oft fielen ihr die

Digitized by Google

Augen zu, um sich schnell wieder aufzuthun, denn sie suchte sich immer wach zu erhalten durch den Gedanken: ich will nichts von dieser Nacht verlieren, wenn ich ihn zum letzten Male sehe . . . Nein, nein, das kann der liebe Gott nicht zugeben!

Endlich — es mochte halb fünf seyn — fühlte sie wohl, daß sie nicht mehr gegen den Schlaf kämpfen konnte. Sie küßte den Schläfer auf die Wange und hing ihm das kleine goldene Kreuz mit dem Bilde der heiligen Jungfrau um den Hals.

»Dieses Bild,« sagte sie, »hat mich stets beschützt, es wird auch ihn beschützen . . . Ich schenke es ihm nicht, ich leihe es ihm nur, denn es kommt ja von meiner Mutter . . . es wird ihn gegen böse Gedanken schützen und er wird sich nicht mehr von mir trennen.«

Das Heiligenbild verschwand unter dem Hemde des Schläfers. Chiffonnette zog den Strohsack heran und legte sich nieder, obgleich sie sich vornahm, nicht zu schlafen. — Sie schlief ein.

Man hörte nur noch das Schnarchen des Nachbars hinter der Breterwand. Die fünfte Morgenstunde schlug; bald brach der Tag an, und der erste Morgenstrahl fiel auf die beiden schlafenden Kleinen — und zugleich auf den Schläfer, der die ganze Nacht so herzhaft geschnarcht hatte. Ein so fester Schlaf ist unzertrennlich von einem guten Gewissen; wir werden uns daher keineswegs wundern, wenn wir durch die Spalten der Breterwand schauen und den Nachbar erblicken, denn dieser war kein Anderer als unser Freund Nieul, vor Zeiten Bratenwender im Schlosse Maurepar. — Der konnte schon ruhig schlafen, sein Gewissen weckte ihn nicht!

Digitized by Google

Die Dachkammer Nieul's war kleiner als die andere, überdies schmutziger und dürftiger ausgestattet. Es war nicht einmal ein Strohsack darin; Nieul schlief auf halb verwittertem Stroh und sein Kopf ruhte auf einer Handvoll Lumpen, die er aus seiner Butte genommen hatte.

Je heller es wurde, desto deutlicher hätte man das erdfahle, bärtige Gesicht des vormaligen Sträflings und seinen zerlumpten Anzug unterscheiden können. Neben ihm, auf dem Fußboden — denn Meubles waren nicht da — waren drei hohe Haufen regelmäßig aufgeschichteter Fünffrankenstücke, auf denen sein Stock mit dem spitzen eisernen Haken ruhte.

Dieses Geld machte an diesem armseligen Orte einen sonderbaren Eindruck: Jedermann würde unwillkürlich an ein Verbrechen gedacht haben.

Es war indeß nur das Handgeld für ein versprochenes Verbrechen. Nieul hatte draußen in der Goutte d'or mit dem alten Bistouri und mit der Morgatte ein Geschäft abgeschlossen.

Digitized by Google

X.

Loriot's Abenteuer.

Loriot wurde durch einen auf sein Gesicht fallenden Sonnenstrahl geweckt. Es war heller Tag. Nieul war längst fort mit seiner Butte, mit seinem Haken und seinen Fünffrankenthalern.

Der kleine Bretagner rieb sich die Augen. Er war noch nie so erstaunt gewesen. Alle ihn umgebenden Gegenstände waren ihm fremd und er erinnerte sich durchaus nicht, wie er in die Dachkammer gekommen war. Er würde an Zauberei geglaubt haben, wenn er nicht seine kleine Freundin Chiffonnette auf dem andern Strohsack hätte schlummern sehen.

Er zog sein Gedächtniß zu Rathe; aber sein Kopf war wüst und leer. Plötzlich flammte ein Blitz in seinem umnebelten Geiste auf.

»Paris! Paris!« sagte er, »ich bin in Paris!«

Er sprang von seinem Lager auf. Seine Toilette war bereits gemacht, da er sich völlig angekleidet niedergelegt hatte. Er streckte die Hand aus, um Chiffonnette zu wecken, aber er berührte sie nicht, denn plötzlich stürmten alle Erinnerungen auf ihn ein.

»Das trifft sich gut,« sagte er, »sie schläft!«

Er war schon vor seinem Rausch mit dem Gedanken umgegangen, sich von seiner kleinen Freundin zu trennen:

Digitized by Google

sie hatte unterwegs so viel von dem Paradiese an der Seine gefaselt, daß sie ihrem Loriot den Kopf verdreht hatte. Er hatte seine Idee, wie er Abends vorher so oft gesagt hatte. Seine Idee war allerdings höchst albern, aber er mochte sie nicht aufgeben und betrachtete sie als sehr genial. Der Einfall, in dem Paradiese der Frauen ein Mädchen zu werden, war im Grunde so übel nicht. Er würde sich von seiner Chiffonnette gewiß nicht losgesagt haben, er war ja kein böser, herzloser Mensch, der Kopf war ihm nur ein bischen verdreht und in seinem Gewirr von Ideen herrschte der Gedanke an seine kleine Gefährtin vor.

In der Dachkammer war ein Stuhl; es war wirklich ein »möblirtes Zimmer.« Loriot schüttelte das Stroh von seinen Kleidern, betrachtete seine Hände und bedauerte zum ersten Male, daß er kein Waschwasser hatte. Er hätte auch gern einen Spiegel gehabt: sein Vorsatz, ein Mädchen zu werden, machte ihn gefallsüchtig . . und er hatte der kleinen Ciffonnette so oft ihre Gefallsucht vorgeworfen!

Plötzlich wurde ihm bange zu Muth und er erblaßte von der Stirn bis zum Kinn. — War er wirklich in Paris oder hatte er geträumt?

Er war wieder im Begriff, sein Orakel Chiffonnette zu wecken; aber der gestrige Abend mit dem Conditorladen, mit der Schenke und den Brotkuchen tauchte wieder frisch und lebhaft in seiner Erinnerung auf. Er brauchte Chiffonnette nicht — er war wirklich in Paris.

Er konnte sich ja sehr leicht davon überzeugen. Er stieg auf den Stuhl und schaute durch das Dachfenster. Er rieb sich noch einmal die Augen und schrie laut auf vor Freude. Das Haus war das höchste der Umgebung und Loriot konnte einen großen Theil der Stadt übersehen. So weit sein Auge

Digitized by Google

reichte, nichts als Dächer und Schornsteine und Röhren von Eisenblech, aus deren Mitte sich hier und da ein großes Bauwerk erhob.

»Paris! es lebe Paris! Alles dies ist mein!«

So frohlockte der kleine Bretagner an dem Dachfenster seines Kämmerleins, in welchem das Nachtlager für zwei Personen zehn Sous kostete!

Loriot machte das Fenster auf; er bemerkte eine Dachrinne, die voll Regenwasser war. Das Dach war sehr flach, der kleine Bretagner kroch aus dem Fenster und machte seine Toilette in der Dachrinne, in welcher sich gemeiniglich nur die Sperlinge zu waschen pflegten.

Er machte seine Toilette sehr bequem in der Sonne, sechzig Fuß über der Straße, deren wogendes Getöse ihn zu rufen schien. Er wusch sich Hände und Gesicht und benetzte seine Haare, um sie lockiger zu machen. Was hätte er nicht für einen kleinen Spiegel gegeben!

Er kroch wieder ans Fenster, um zu sehen, ob Chiffonnette noch schlief. Sie lag noch in tiefem Schlummer, sie hatte ja so viel geweint und war so müde geworden.

»Wie sie schläft!« dachte Loriot. »Deshalb ist sie also nach Paris gekommen? . . . in der Scheune zu Chantepin hätte sie eben so gut schlafen können! . . .«

Er warf noch einen Blick auf die Dächer und Schornsteine der Riesenstadt und stieg wieder in die Dachkammer.

»Es ist wirklich hübsch hoch hier und ich erinnere mich gar nicht, daß ich gestern Abend Treppen erstiegen habe . . .«

Er war einen Augenblick unschlüssig und kratzte sich hinter den Ohren.

»Wenn ich nur wüßte, wie man sich zu benehmen hat, wenn man ein langes Kleid und eine Haube trägt . . . Nun,

Digitized by Google

man findet in Paris immer Jemand, den man fragen kann, und das werde ich thun.«

Dieſer gute Entſchluß gab dem kleinen Bretagner die Ruhe wieder. Wie er es anfangen ſollte, ein Mädchen zu werden und an den Freuden des Paradieſes Theil zu nehmen, das kümmerte ihn gar nicht; er hielt es für hinreichend, einen langen Rock anzuziehen und eine Haube aufzuſetzen, um die Umwandlung zu bewirken. — Viele brave Jünglinge ſind minder unſchuldig als der kleine Taugenichts Loriot.

Er muſterte den Anzug der kleinen Chiffonnette, um zu ſehen was er brauchte, um ein Mädchen zu werden. — Erſtens ein Häubchen. Das Häubchen der kleinen Schläferin war zerdrückt, aber wie ſchönes üppiges Haar war darin! Man hätte lange ſuchen können, um ſolches Haar zu finden. Loriot geſtand, daß es nächſt dem ſeinigen kein ſchöneres Haar in der Welt gebe. — Zweitens ein Halstuch. Chiffonnettens Halstuch war in dem unruhigen Schlummer losgegangen, und wir müſſen zur Steuer der Wahrheit ſagen, daß Loriot nie darunter geſchaut hatte. Das halb offene Halstuch ließ die wunderliebliche Wellenform eines ſich entwickelnden Buſens ſehen. Loriot betaſtete ſeine Bruſt »Ei, das habe ich noch nicht bemerkt!« ſagte er etwas verdrießlich, denn an ſeiner Bruſt waren dieſe Symptome durchaus nicht wahrzunehmen. Doch er tröſtete ſich bald. »Es iſt recht hübſch,« meinte er, »aber ſie haben's nicht Alle, man kann's ſchon entbehren. — Drittens ein Kleid. Chiffonnettens Röckchen ſchmiegte ſich ſo ſchön an ihre feine, ſchlanke Taille. Loriot verſuchte ſeinen Leib mit beiden Händen zu umſpannen, aber es ging nicht. »Ich ſchnüre mich etwas ſtärker ein,« dachte er. — Viertens ein Paar Schuhe. Er verſuchte ſeine Füße in

Digitized by Google

Chiffonnettens Holzschuhe zu stecken; aber er hätte eben so gut einen Kellerschlüssel in das zierliche Schloß einer Damenchatoulle stecken können. Er betrachtete einen Augenblick seine Füße, wie der Hirsch in Lafontaine's Fabel, der seine Beine verwünscht; aber er faßte bald Muth und dachte: »Das thut nichts zur Sache; man geht auf den Füßen die man hat . . . Die Hauptsache ist das Gesicht und Chiffonnette hat mir gar oft gesagt . . .«

Er hielt inne, weil sein Blick auf das reizende Gesichtchen der holden Schläferin fiel. Zwischen ihren halb geöffneten Rosenlippen glänzten perlenweiße Zähne. Die Augenlider waren in Folge der Ermüdung und der Thränen mit einem bläulichen Schatten umgeben. Die üppigen rabenschwarzen Locken quollen unter dem Häubchen hervor und ringelten sich in reizender Unordnung um Stirn und Wangen.

»Es ist mir, als ob ich sie noch nie gesehen hätte,« dachte Loriot; »aber wer weiß, vielleicht bin ich eben so wenn ich schlafe.«

Er setzte seine wollene Mütze auf und ging entschlossen der Thür zu. Er brauchte also ein Häubchen, ein Halstuch, ein Kleid und Schuhe; Strümpfe und Corset waren vor der Hand überflüssig.

An der Thür blieb er stehen und sah sich unwillkürlich um. — »Es ist aber doch hart,« dachte er, »die arme Chiffonnette so zu verlassen! . . . Ich will sie ganz leise küssen, ehe ich fortgehe . . .«

Er stand eine Weile, als ob seine Füße am Boden fest gewurzelt wären. — »Warum bin ich denn nach Paris gekommen?« sagte er zu sich, um sich zu ermuthigen. »Um mein Glück zu machen. Drüben im Laden sagte man mir,

Digitized by Google

Chiffonnette ſey mir daran hinderlich . . . und dann würde ſie mich auslachen, daß ich ein Mädchen werden will.«

Dieſer letzte Beweggrund war entſcheidend. — Er kehrte langſam um. Er mußte niederknien, um Chiffonnette zu küſſen. Wer weiß, ob Loriot ſeinen Entſchluß nicht geändert haben würde, wenn die holde Schläferin in jenem Augenblicke leidend ausgeſehen hätte, denn er war wirklich gerührt, tiefer gerührt als ſeine Worte andeuteten.

Er ſchlug die Augen nieder und getraute ſich nicht mehr die Schläferin anzuſehen.

Bei einer Bewegung, die er machte, berührte er mit der rechten Hand die Taſche und das Geld klingelte. Er lächelte ſelbſtgefällig, dann griff er in die Taſche und nahm das Geld heraus.

»Sie lacht!« flüſterte er, indem er Chiffon verſtohlen anſah.

Das arme Kind träumte, Loriot habe der heiligen Jungfrau verſprochen, immer bei ihr zu bleiben.

»Sechs Fünffrankenſtücke!« ſagte Loriot erſtaunt, »und noch acht Livres zehn Sous kleines Geld! . . . Warum habe ich ſo viel? . . .«

Er erinnerte ſich dunkel an die Theilung und erröthete. »Sie hat mir Alles gegeben!« ſtammelte er; — »ja wohl, weil ich Alles verlangt habe!«

Schade, daß der kleine Loriot gerade in dem Augenblicke, wo er vielleicht im Begriff war, ein Mann zu werden, ein Frauenzimmer werden wollte! Er ſchämte ſich und das iſt ein gutes Zeichen.

»Ich wollte ihr gar nichts laſſen!« Dieſer Gedanke rührte ihn noch tiefer als der Gedanke an die Trennung ſelbſt.

Digitized by Google

Er nahm erſt ein Fünffrankenſtück aus der hohlen Hand und legte es neben den Strohſack auf den Boden; — dann noch eins, und noch eins.

Bei dem dritten ſeufzte er; aber die drei Fünffrankenſtücke lagen am Boden und er nahm ſie nicht wieder auf. — Er hatte noch dreiundzwanzig Franken zehn Sous in der Hand; er legte noch ein Zweifrankenſtück zu den drei Thalern. »Sie hat nun ſiebzehn Franken,« rechnete er, »ich habe einundzwanzig Franken und das kleine Stück . . . wenn ich noch ein Zweifrankenſtück dazu lege, ſo hat ſie neunzehn Franken, und ich auch.«

Er ſeufzte und legte das Zweifrankenſtück zu dem übrigen Gelde. — Es blieb noch das kleine Geldſtück zu theilen.

»Ich muß wechſeln,« dachte Loriot mit ſtrenger Conſequenz; »fünf Sous für Chiffonnette und fünf Sous für mich.«

Er neigte ſich zu der Schläferin und küßte ſie auf die Stirn. Eine Thräne zitterte an ſeinen Wimpern, eine Thräne, die ihm weder Hunger noch Durſt, weder Kälte noch Ermüdung entlockte. Er war alſo wirklich im Begriff, ein Mann zu werden.

Er wiſchte dieſe Thräne, deren er ſich vielleicht ſchämte, ſchnell ab, machte eine Bewegung, um das Zehnſousſtück mit den neunzehn Franken, die ſeinen rechtmäßigen, unbeſtreitbaren Antheil ausmachten, in die Taſche zu ſtecken; aber er beſann ſich, faßte einen herzhaften Entſchluß und legte die zehn Sous zu dem übrigen Gelde auf den Boden.

Er ſtand auf und verließ in dem ſtolzen Bewußtſeyn ſeiner Großmuth die Dachkammer. — Als er die Treppe hinunter ging, ſagte er zu ſich: »Paris iſt wohl ſehr groß;

Digitized by Google

aber wenn ich reich bin, werde ich Chiffonnette ſchon wieder finden.«

Auf der Straße ſah er ſich um und ſchaute in die Höhe, um das Dachfenſter zu ſehen, aber er ſah nur die Dachrinne, deren er ſich als Waſchbecken bedient hatte. — Der erſte Schritt war nun gethan, er hatte Chiffonnette verlaſſen, um in dem Paradieſe der Frauen ſein Heil zu verſuchen.

Es war etwa acht Uhr Morgens. Die geſchäftige Menge wogte in den Straßen auf und ab. Loriot fühlte ſich ganz betäubt, als er kaum dreißig Schritte gegangen war. Der Kopf ſchwindelte ihm in dem Getümmel; er glaubte, alle Fuhrwerke würden über ihn hinwegrollen.

Und gleichwohl hatte dieſes Wogen und Treiben eine unwiderſtehliche Anziehungskraft für ihn, denn er ging dem Boulevard zu, wo das Getümmel noch größer wurde. Bald fühlte er ſich klein und ſchwach unter der Menge, bald hatte er Aufwallungen kindiſchen Stolzes und dachte: da bin ich in Paris, ich gehöre zu den unzähligen Menſchen, die hier auf der Straße ſind; meine Holzſchuhe machen auch Lärm . . . aber nicht lange mehr, denn ich werde bald feine Schuhe haben.

Die Vorſtadt Saint-Denis bietet an den Schaufenſtern der Weinwirthe und Zuckerbäcker eine große Auswahl von Leckerbiſſen dar. Das Geſchick des Menſchen hängt oft von dem Zufall des erſten Schrittes ab. Loriot hatte auf der Feinſchmeckerlaufbahn mit eingeſottenen Reineclauden und Orangen begonnen: er trat nun wieder in einen Liqueurladen und ließ ſich zum erſten Frühſtück zwei Pflaumen mit Cognacſauce geben.

Dies gab ihm Muth und Selbſtvertrauen und erinnerte ihn zugleich an den goldbraunen warmen Brotkuchen, der

Digitized by Google

ihm geſtern Abend ſo gut geſchmeckt hatte. Da er ſich aber zufällig links gewendet hatte, ſo konnte er dieſen Geſchmack nicht ſogleich befriedigen: er hatte nicht Zeit, müßig und auf's Gerathewohl umherzugehen, ſein Plan war ja vor Allem der Coſtümewechſel, die Umwandlung in einen Engel des Frauenparadieſes. Er ſuchte daher unter der Menge von Kaufläden einen, wo Kleider, Halstücher und Häubchen zu haben wären. Er fand Kaufläden, wo Beinkleider, Weſten, Paletots feilgeboten wurden, er fand Goldwaaren und Juwelen, Tabaksdoſen und indiſche Shawls, Daguerreotypen und Hühneraugenfeilen, aber keine Häubchen mit breiter Friſur, keine Indiennekleider, keine Halstücher mit Palmen, wie er wünſchte. — Loriot mußte ſich gedulden, und um ſich in der Geduld zu beſtärken, betrachtete er die Schaufenſter der Kaufläden und Werkſtätten; aber zur Steuer der Wahrheit müſſen wir geſtehen, daß er nicht ein einziges Mal an Arbeit dachte. Es gibt Leute, für welche die Arbeit ein Bedürfniß iſt; der kleine Loriot fühlte dieſes Bedürfniß nicht. In der Bretagne hatte ihm Chiffon wohl zuweilen eine Sichel oder eine Heugabel in die Hand gegeben; aber Loriot erinnerte ſich dieſer Werkzeuge keineswegs mit Wohlgefallen, er mochte lieber tanzen und radſchlagen, was im Grunde doch auch eine Arbeit iſt.

Unter den verſchiedenen Beſchäftigungen, die er unterwegs fand, behagte ihm nicht eine einzige; dagegen hatte er Luſt zu Allem was er an den Schaufenſtern ſah; er hätte gar gern ein carrirtes Beinkleid, eine graue Jacke und eine blaue Kappe gekauft, wenn er nicht die Abſicht gehabt hätte, ein Engel des Frauenparadieſes zu werden.

Was ſah und wünſchte er ſich nicht Alles! Bänder, Hüte mit Blumen, Uhren, Regen- und Sonnenſchirme von

Digitized by Google

allen Farben, Stiefel und Schuhe, Piſtolen, Kupferſtiche, Seekrebſe und Porzellantaſſen, — ſogar Bücher, obgleich er nicht leſen konnte, — und Brillen, obgleich er gute Augen hatte. — Der kleine Loriot hatte die Gelüſte der beiden Geſchlechter. Aber er war ſparſam, er hielt ſeine neunzehn Franken feſt in der Taſche und ging weiter.

Endlich ſah er einen geſtreiften baumwollenen Weiberrock und ein geblümtes Halstuch. Es war nicht mehr auf dem Boulevard; Loriot hatte ſich rechts gewendet und ſein guter Stern hatte ihn gerade zum Temple geführt.

Von dieſem berühmten Trödelmarkt wird bald nur noch der Name übrig bleiben. Unſere Civiliſation blüht auf Trümmern. Der Temple iſt ſeinem Untergange nahe, die Zeit nicht mehr fern, wo er nur noch in der Erinnerung ſeiner Freunde leben wird. — Was an die Stelle des Temple kommen wird? Wir wiſſen es nicht; wir wollen's nicht ſehen, und wenn wir den Ort betreten, wo der Temple war, werden wir unwillkürlich die Augen zumachen.

Altes, ehrwürdiges Gebäude, wo bisher ſo viele ſeltſame Schätze aufgehäuft waren! Du Heimat der großartigen Lumpen und der phantaſtiſchen Hüte, die in der Sonne wie im Regen ſchmelzen! Du Palais-Royal des Trödels, den Schauſpielerinnen und Loretten, den Bürgersfrauen und Griſetten, ja ſelbſt den vornehmen Damen ſo innig befreundet, Du theurer Bazar, der den lieblichen, anziehenden Namen des frivolſten Stadtviertels führte — wirſt Du auswandern? wirſt Du eine andere Region verſchönern? Oder wirſt Du auf immer verſchwinden von dieſer Erde, wo das Schöne dem grauſamſten Geſchick verfällt? — War es nicht genug, deiner originellen Grobheit durch Einführung der Politeſſe und der Polizeiſoldaten den Todesſtoß gegeben zu

Digitized by Google

haben? Ach! sobald der tyrannische Präfect des Seinedepartements den Trödlern im Temple ihre pittoresken Schimpfwörter untersagte, konnte man den nahen Untergang dieses Reiches der Lumpen prophezeien. Begann nicht der Verfall des wirklichen Palais Royal, des Palais-Royal Mazarin's und der Kosacken von der Stunde an, wo den Leuten, die sich in den Gallerken zeigten, die Rockschöße nicht mehr abgerissen wurden? Die Höflichkeit ist tödtliches Gift. Wenn die Marktweiber, die »dames de la halle« höflich werden, so ist zu fürchten, daß Paris verhungern muß.

O, die elegante Damenwelt wird den Temple einst schmerzlich vermissen! Man verkaufte dort indische Kashmirs und Spitzen mitten unter den Lumpen zu fabelhaften Preisen; die Diamanten versteckten sich unter alten Schuhen — der Pariser Straßenkoth verwandelte sich in Gold. — Wo wird sich in Zukunft die Gelegenheit finden, eine Stickerei, die hundert Louisd'or werth ist, um zweihundert Franken zu kaufen? was soll man anfangen mit allen seinen glänzenden Fetzen, die man dem Unglück oder dem Tode von den Schultern gerissen? Oder werden die Engel des Pariser Paradieses keine Schulden mehr machen? werden sie nicht mehr sterben?

Und dieser phantastische Bazar, dieses unerhörte Chaos, das sich die überspannteste Dichterphantasie nicht träumen läßt, sollte untergehen! — Discrete Fiaker oder Equipagen hielten in den am Temple ausmündenden Straßen. Es stiegen Damen aus, die ihre Jugend und Schönheit unter dem dichten Schleier verbargen und sich in der allereinfachsten Toilette in die düstern Gänge schlichen. — Die Trödler wußten schon, mit wem sie zu thun hatten. Die werthvollsten Sachen wurden zu fabelhaft billigen Preisen hingegeben, und man ließ

Digitized by Google

ſich durch glänzende Flitter blenden. Im Temple iſt nie ein Gegenſtand nach ſeinem wirklichen Werthe bezahlt worden. Heute gewinnt die Frau Gräfin hundert Procent an einem Sammtkleide, morgen gibt man ihr für fünfzig Louisd'or eine vergilbte, zuſammengeleimte Spitze, die höchſtens dreißig Franken werth iſt.

So lange die Toilette eine wichtige Angelegenheit iſt, wird der Temple in der Erinnerung der kommenden Geſchlechter fortleben; er wird nach zweitauſend Jahren noch ſo berühmt ſeyn, wie die Säulenhalle des Parthenon. Die Coketterie iſt ja auch eine Göttin, der von Vielen gehuldigt wird.

Es gibt dort gar ſonderbare Scenen. Man gehe nur in die Rotunde, wo unter den Arkaden die Röcke und Hoſen an eiſernen Stangen baumeln, wie arme Sünder am Galgen. Ein unbekannter, nie geahnter Geruch ſchnürt Einem die Kehle zu. Man höre das Kauderwälſch der Eingebornen dieſes von dem Hauche der Civiliſation noch wenig berührten Gebietes; man höre die Geſchichte jener dicken Mama, die am Tage alte Schuhe verkaufte und Abends in einem eleganten Wagen, in welchem der älteſte Sohn eines Pair von Frankreich oft geſeſſen, ſpaziren fuhr. Dies iſt der Roman des Temple, das Epos des Trödels. Solche poetiſche Ueberlieferungen werden erlöſchen. — Man nannte ſie »madame la vicomtesse« auf der Promenade, im Temple war ſie unter dem Namen »Madame Savatte« bekannt. Sie hatte eine Tochter, die durch ihre Schönheit die elegante Welt bezauberte. — Es war der Schauplatz der wunderbarſten Verwandlungen; man wunderte ſich über nichts mehr; in der Schenke zu den »Vier Haimonskindern« erzählte man ſich Geſchichten . . .

Doch Alles dies iſt aus, oder wird bald aus ſeyn. Die

Digitized by Google

Rotunde ist ihrem Ende nahe; die vier »Haimonskinder« haben Bankerott gemacht.

Unser Freund Loriot verschaffte sich im Temple, in der Region des »Schwarzwaldes« das vollständige Costüme einer Bretagnerin, das im Carneval getragen worden war. Er gab dafür sechzehn Franken, es blieben ihm also noch etwas mehr als zwei Franken für die Freuden des Paradieses. Sein Glück war gemacht.

Er war außer sich vor Freude, als er, mit seinem Packet unter dem Arm, wieder auf dem Boulevard erschien. Er suchte jetzt einen Ort, wo er seine neue Toilette machen konnte. Ein Pariser Gamin würde in solchem Falle gar nicht in Verlegenheit gewesen seyn, aber Loriot hatte keine Ahnung von den Bequemlichkeiten, die eine große Stadt darbietet. Das einzige Auskunftsmittel, das ihm einfiel, war, auf das freie Feld zu gehen und die Verwandlung hinter einer Hecke vorzunehmen. In Paris ist es aber gar nicht leicht, auf's Land hinaus zu kommen, und Loriot machte diese Erfahrung, denn um ein Uhr Mittags war er erst auf dem Montmartre. Hier hatte er endlich die Aussicht auf das freie Feld.

Er hatte bereits die Hälfte seines Geldes vernascht. Als er den Berg hinunter ging, sah er ein recht sauber gekleidetes Mädchen, dem Anschein nach eine Wäscherin, vor sich. Loriot holte sie bald ein. Die Kleine war anfangs etwas erschrocken, aber als sie unsern Loriot ansah, lächelte sie recht freundlich und fragte ihn, ob er auch nach Clichy gehe.

Sie ist recht hübsch, dachte Loriot, aber lange nicht so hübsch wie Chiffonnette.

»Ist es weit nach Clichy?« fragte er.

»Eine Stunde,« war die Antwort.

Er ging nun schweigend neben dem Mädchen fort; er

Digitized by Google

war verlegen und ſeufzte. Die kleine Wäſcherin erwartete eine »Erklärung« und wunderte ſich, daß dieſe ſo lange ausblieb. Sie war eine gute Seele, Loriot gefiel ihr, und ſie wollte ihm zu Hilfe kommen.

»Sie haben mir etwas zu ſagen?« fragte ſie freundlich.

»O ja,« erwiederte Loriot mit einem noch tiefern Stoßſeufzer.

»Nun, ſo ſagen Sie,« verſetzte die Kleine, und da Loriot zögerte, wies ſie zu noch größerer Ermuthigung ihre weißen Zähne und ſetzte hinzu: »Laſſen Sie hören, man wird Sie nicht freſſen.«

»Wirklich nicht?« fragte Loriot.

»Nein, auf Ehre!«

»So hören Sie. Ich möchte gerne wiſſen . . .«

Er ſtockte.

»Was möchten Sie wiſſen?« fragte die Wäſcherin.

Loriot ſtand ſtill, ſie ebenfalls. Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und fuhr fort.

»Ich möchte wiſſen . . . denn ich komme weit her, und bei mir zu Lande iſt man nicht pfiffig . . .«

»Das ſieht man,« unterbrach das Mädchen.

Loriot ſagte nichts mehr.

»Weiter!« ſagte die Kleine, mit dem Fuße ſtampfend, aber mit recht gutmüthigem Lächeln.

Loriot faßte Muth, trat auf ſie zu und ſagte haſtig: »Ich möchte wiſſen, wie es die Mädchen anfangen, ſich in Paris zu verirren und doch ihr Glück zu machen.«

Die kleine Wäſcherin ſah ihn ganz verblüfft an.

Loriot meinte, ſie habe ihn nicht verſtanden; er trat ihr noch näher und begann wieder:

»Ich möchte wiſſen, wie man's anfängt . . .«

Digitized by Google

Aber er blieb wieder ſtecken, denn die Hand der Kleinen hob ſich flink und Loriot erhielt eine tüchtige Ohrfeige, die ihm einen Augenblick die Beſinnung raubte. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war das Mädchen ſchon weit entfernt.

»Es ſcheint, man muß es errathen,« dachte er.

Er ging allein weiter. Gegen zwei Uhr machte er ſeine Toilette in einem Steinbruch. Er jauchzte vor Freude, als er ſich in einem kleinen Spiegel, den er um fünf Sous gekauft, betrachtete.

»Ei, der Tauſend!« ſagte er, ſich beliebäugelnd, »es werden ſich viele Herren finden, die mir den Arm geben wollen!«

Er ſtieß ſeinen Knabenanzug mit dem Fuße zurück und verſteckte ihn unter einen Stein; er meinte die Kleider jeden Augenblick wiederfinden zu können.

Er ging fort. Nach einer Stunde fiel ihm ein, daß er ſeine wenigen Sous in der Taſche ſeiner abgelegten Hoſen gelaſſen hatte. Er hatte viel Hunger und Durſt; er wollte umkehren, aber er konnte den Weg nicht wiederfinden. Endlich ſetzte er ſich nieder und weinte.

Loriot, oder vielmehr Loriotte irrte in ſeinen Mädchenkleidern, die ihm ſo viel Glück bringen ſollten, den ganzen Nachmittag umher. Er war todmüde und hungrig. Um vier Uhr befand er ſich wieder in der Rue de Matignon, an derſelben Stelle, wo er Tags vorher angekommen war. Seine Augen füllten ſich mit Thränen. Die Herren, denen er in der Stadt begegnet war, hatten ihn wohl angeſehen, aber keiner von ihnen hatte ihm geſagt wie die Mädchen ſich verirren.

Er ſetzte ſich auf einen Brunnenſtein, um ſich ungeſtört auszuweinen. Nacheiner Weile ſah er ſich um; im erſten Stocke

Digitized by Google

eines Hauſes bemerkte er am Fenſter ein blaſſes, aufgedunſenes Geſicht. — Er ſprang raſch auf.

»Jetzt fängt mein Glück an!« ſagte er in die Hände klatſchend. »Da iſt der gute Herr, der uns auf der Landſtraße den Louisd'or geſchenkt hat.«

Er eilte auf das Hausthor zu und klopfte.

XI.

Chiffonnettens Erwachen.

Der ſelbe Sonnenſtrahl, der Loriot geweckt hatte, rückte allmälig fort bis zu Chiffonnettens Lager. Sie wurde unruhig und aus ihrem halbgeöffneten lächelnden Munde kamen die leiſen Worte: »Morgen ſind wir in Paris!«

Sie hielt die Hand auf die Stirn, die der Sonnenſtrahl erreicht hatte. Die andere reizend geformte Hand hing von dem Strohlager herab.

»Haſt Du gut geſchlafen, mein Loriot?« ſagte ſie noch ſchlaftrunken. — »Es iſt doch ſonderbar, wie man träumen kann!« ſagte ſie nach einer Weile und hielt auch die andere Hand auf die Stirn. »Ich habe von der großen Stadt geträumt ... Ach! wenn Du wüßteſt, wie traurig ich war! Wir gingen den ganzen Tag und fanden das Ende nicht... Iſt es möglich, daß es eine ſo große Stadt geben kann!... Schläfſt Du noch? ich kann auch noch nicht aus dem Schlaf finden...«

Ihre von den vergoſſenen Thränen ſchmerzenden Augen thaten ſich mit Mühe auf. In ihrem Schlummer glaubte ſie außerhalb des Schloſſes Maintenon zu ſeyn, wo ſie zwei Abende vorher eingeſchlafen war.

Digitized by Google

»Die Sonne iſt warm,« fuhr ſie nach einer Weile fort; und es muß ſchon ſpät ſeyn ... ſteh auf, Du Langſchläfer!«

Zugleich ließ ſie die rechte Hand fallen, um Loriot zu ſtreicheln; aber ihre Hand fiel auf den kalten Fußboden.

»Was iſt das?« ſagte ſie und ſchlug erſchrocken die Augen auf.

Die Bretterwände und Balken, welche ſie umgaben, erinnerten ſie ſogleich an Alles, was ſeit achtunddreißig Stunden vorgegangen war. Sie wurde leichenblaß, und ohne ſich nach Loriot's Lager umzuſehen, lauſchte ſie.

Im erſten Augenblicke glaubte ſie ſeinen ſchweren, unregelmäßigen Athem zu hören; es war ihr eigener Athem. Sie hielt den Athem an, um beſſer zu hören ... ſie hörte nun nichts mehr.

»Man ſchläft oft, ohne einen Laut von ſich zu geben,« dachte ſie; »ich bin oft ganz nahe bei ihm geweſen, ohne ihn zu hören ... Es iſt ja auch unmöglich!«

Loriot hatte gedroht, ſich von ihr zu trennen, er hatte vielleicht die Abſicht gehabt, ſeine Drohung in Ausführung zu bringen ... aber fortzugehen, während Chiffon ſchlief, ohne Abſchied von ihr zu nehmen ... ſie hatte Recht, das war unmöglich!

Ueberdies hatte ſie ihm ja das geweihte Bild an den Hals gehängt!

Alle dieſe triftigen Gründe gaben ihr endlich den Muth einen Blick auf Loriot's Lager zu werfen.

Sie fand das Lager leer. Ein leiſer Klageton kam aus ihren bebenden Lippen hervor.

Aber ſie regte ſich nicht; ihre Augen ſchloſſen ſich wie-

Digitized by Google

der . . . sie nahm alle ihre Fassung zusammen, um noch zu zweifeln.

»Ich träume! ich träume!« sagte sie; »ich will erwachen . . . ja, ich will!«

Sie stützte die Hand auf den Boden, um sich aufzurichten, ihre Finger berührten das von Loriot zurückgelassene Geld. — Ein Hoffnungsstrahl drang noch in ihr Herz.

»Der kleine Narr hat mir einen Possen spielen wollen,« sagte sie, »und ich habe ihm doch schon so viel zu verzeihen! . . . Aber ich werde dem Schalk tüchtig den Text lesen!«

Ihr Gesicht sah fast wieder so entschlossen und heiter aus, wie früher.

»Doch nein,« sagte sie, sich besinnend, während ein leiser Schauer sie durchbebte, »ich bin zu furchtsam gewesen: ich will ihn nicht mehr auszanken, damit er nicht wieder auf den Gedanken komme, mich zu verlassen.

Das war recht vernünftig; aber Loriot würde selbst durch dieses Versprechen nicht anderen Sinnes geworden seyn; er hatte seine Idee.

Chiffonnette starrte die angelehnte Thür an. Sie meinte, Loriot stehe draußen und lausche, und sie erwartete jeden Augenblick ihn eintreten zu sehen. Sie hatte ihr süßestes Lächeln für ihn bereit.

Sie wartete mindestens fünf Minuten, endlich blieb er ihr zu lange aus.

»Loriot! Loriot!« rief sie zuerst ganz leise, dann lauter, und ohne daß sie es beachtete, ward ihre Stimme weinerlich. »Ich weiß, daß Du da bist, Loriot . . . Du bist recht unartig; komm doch!«

Loriot erschien nicht und Niemand antwortete.

Digitized by Google

Die durch den Zugwind getriebene Thür that ſich knarrend auf und zeigte den leeren Gang.

Sie zählte das am Boden liegende Geld . . . alle ihre Hoffnungen waren nun dahin, ſie war wie vom Donner gerührt.

»Neunzehn Franken!« ſtammelte ſie mit matter Stimme; »mein Antheil!«

Sie ſprang auf und ſtarrte das Geld an, das für ſie gleichſam ein Meduſenhaupt war. Sie zitterte und vermochte keinen Gedanken mehr zu faſſen . . .Endlich verlor ſie die Beſinnung und ſank auf ihr Lager zurück. Man hätte zwei oder drei leiſe Klagetöne hören können, dann war Alles ſtill.

Eine halbe Stunde verſtrich. Dann ertönten feſte, leichte Fußtritte auf der Treppe, wie man ſie in dieſem Hauſe nicht oft hörte, und die krächzende Stimme eines alten Weibes rief:

»Sie ſind geſtern Abend nach eilf Uhr gekommen, ich habe bis dieſen Morgen gewartet, um nach dem Paß zu fragen.«

»Im ſechſten Stocke?« fragte eine ſanfte Männerſtimme.

»Ja, die Thür am Ende des Ganges.«

Die Fußtritte kamen näher. Man hörte ſie in dem Gange des ſechſten Stockes, dann erſchien der Doctor Sulpice in der Thür Er klopfte an, ehe er eintrat. Da ihm Niemand antwortete, warf er einen forſchenden Blick in die kleine Dachkammer. Er ſah einen leeren Strohſack und auf dem andern ein junges Mädchen, das dem Anſchein nach ohne Leben war.

Der Doctor eilte auf die ohnmächtige Chiffonnette zu, ließ ſich auf ein Knie nieder, unterſuchte den Puls, hielt die Hand auf ihr Herz und drehte ihr Geſicht gegen das Licht.

Digitized by Google

Die Geſichtszüge des armen Kindes waren ſo entſtellt, daß der Doctor Mühe hatte, ſie als die kleine Bretagnerin, die er zu Maintenon im Wirthshauſe in Geſellſchaft eines bildhübſchen jungen Burſchen geſehen, wieder zu erkennen. Nur die Kleidung hielt ihn ab, hinunter zu gehen und bei der Wirthin neue Erkundigungen einzuziehen.

Er zog einen Handſchuh aus und legte die Hand auf Chiffonnettens Kopf, der leiſe zitterte, wie der Kopf einer galvaniſirten Leiche. Seine andere Hand bewegte ſich langſam von der Stirn bis zum Leibe hinab, und dieſe Bewegung wiederholte er drei- bis viermal.

Chiffonnette ſchlug die Augen auf, die matt und glanzlos waren.

Der Doctor näherte ſeinen Mund ihrer Stirn und hauchte ſie an. Sie ſchloß die Augen wieder und zugleich wurde ihr Geſicht ruhiger.

»Hören Sie mich?« fragte der Doctor.

Chiffonnette nickte bejahend.

»Können Sie ſprechen?«

Sie ſchüttelte den Kopf.

»Können Sie den Mund aufthun?«

Dasſelbe verneinende Zeichen.

Der Doctor drückte die Kinnlade leicht zwiſchen Daumen und Mittelfinger.

»Jetz thun Sie den Mund auf,« ſagte er.

Chiffon gehorchte mit ſichtbarer Anſtrengung.

Sulpice nahm nun ein Etui aus der Taſche. Es war eines jener kleinen Käſtchen, über welche die alten Gelehrten in ihrer Schulweisheit ſpotten und welche ſie ſammt Gläſern und Schafleder zu verſchlucken erbötig ſind. Er öffnete das Käſtchen, das etwa hundertvierzig kleine Flacons enthielt.

Digitized by Google

Solche Flaſchen müſſen die Liliputaner bei ihren Trinkgelagen haben. Jedes Fläſchchen war mit einem abgekürzten Namen verſehen. Der Doctor nahm eins heraus; es enthielt Kügelchen, etwas kleiner als ein Stecknadelknopf. Wenn man den Doctor Sulpice gefragt hätte, würde er ohne Bedenken geantwortet haben, daß dieſe Kügelchen nur die Hülle einer unendlich verdünnten Arznei enthalten.

»Zeigen Sie mir Ihre Zunge,« befahl er der Kleinen.

Chiffon verſuchte es, aber ſie hatte nicht die Kraft. Der Doctor ſchob ihr das Kügelchen mit einer Stecknadel zwiſchen die Zähne, ſo, daß es auf die Zunge fiel.

Dann korkte er das Fläſchchen ſorgfältig wieder zu und verſchloß das Käſtchen, auf deſſen Deckel in goldenen Buchſtaben der berühmte Ausſpruch Hahnemann's ſtand: »Similia similibus curantur.«

Nach zwei bis drei Minuten wurde der Athem der Kranken deutlich vernehmbar; aber ihre Augen blieben geſchloſſen.

Der Doctor Sulpice ſaß neben ihr auf dem ärmlichen Lager und wartete. Er ſah das Mädchen forſchend an; er hatte den Zuſtand der Kleinen ſogleich als eine Ohnmacht erkannt und erwartete nur die Wirkung des Arznei. Ein aufmerkſamer Beobachter würde den Ausdruck ſeines Geſichts ungemein intereſſant gefunden haben: eine noch durch Zweifel zurückgehaltene zärtliche Regung zog ihn zu der holden Kleinen hin. Es war nicht bloßes Mitleid oder Pflichtgefühl, das war leicht zu ſehen; es war noch etwas Anderes, das dem gewöhnlichen Zuſchauer entgangen ſeyn würde.

Sulpice war tief in Gedanken, und zugleich berechnete er: die Vergangenheit ſtand zugleich mit der Gegenwart vor ſeiner Seele. Hinter dem Geſicht dieſes ſchönen blaſſen Kin-

Digitized by Google

des ſah er noch ein anderes Geſicht . . . Gleiches Alter, gleiche Schönheit, aber auch dasſelbe bleiche, entſtellte Antlitz, das er einſt in jener Schreckensnacht unter dem Cap Fréhel bei dem grellen Schein des Leuchtthurms geſehen hatte . . . in jener Nacht, wo er auch den Leichnam ſeines Vaters erkannt hatte.

Von Zeit zu Zeit ſchloß er die Augen, und dann erſchien ihm das holde Geſicht der unglücklichen Victoria, wie er es vor der Blutnacht täglich geſehen. Wenn er die Augen wieder aufſchlug und Chiffon anſah, hatte er zugleich eine Thräne und ein Lächeln. Ja, ſie mußte es ſeyn, die arme Waiſe, die in der Mövenhöhle das Licht der Welt erblickt hatte . . . Aber wo war der Knabe, der Sohn Magdalenens?

Es vergingen noch drei bis vier Minuten, dann regte ſich die Kranke und ſagte: »Ich habe Schmerzen.«

Sulpice legte ihr die Hand auf's Herz.

»O, ich danke!« liſpelte ſie; »die Hand thut mir wohl.«

»Können Sie jetzt ſprechen, mein Kind?«

»Ja.«

»Ohne große Anſtrengung?«

»Ich glaube wohl.«

»Sehen Sie mich an.«

Chiffon gehorchte.

»Erkennen Sie mich?« fragte Sulpice.

»Ich weiß nicht mehr, wo ich Sie geſehen habe,« antwortete Chiffon.

»Im Wirthshauſe, an der Landſtraße von der Bretagne . . .«

Chiffon ließ ihn nicht ausreden.

Digitized by Google

»Ja, ja,« erwiederte ſie ſchluchzend. »O, warum haben Sie mich nicht ſterben laſſen!«

Sie hielt beide Hände auf das Geſicht. — Sulpice beruhigte ſie mit einem Blick.

»Wollen Sie Vertrauen zu mir haben?« fragte er.

»Ich muß wohl,« antwortete ſie ohne Zögern, als ob dieſe Antwort von ihrem Willen unabhängig geweſen wäre.

»Sprechen Sie alſo ganz aufrichtig mit mir . . . Warum ſind Sie nach Paris gekommen?«

»Um glücklich zu ſeyn.«

»Sie hatten alſo Urſache zu glauben, man ſey in Paris glücklicher als anderswo?«

»Ja . . . wenigſtens die Frauen.«

»Es iſt wahr,« ſagte Sulpice lächelnd: »es iſt ihr Paradies.«

»Man ſagt es,« erwiederte Chiffon ernſt.

»Haben Sie denn die Gefahren der langen Reiſe nicht gefürchtet?«

»Nein, ich wußte, daß ich Glück haben würde: ich bin ja ein Mädchen von der großen Eiche in Saint-Caſt . . . Doch davon wiſſen Sie nichts.«

»O ja,« erwiederte Sulpice, »ich weiß es eben ſo gut wie Sie.«

»Eben ſo gut wie ich!« wiederholte Chiffonnette erſtaunt. »Nicht möglich!«

»Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich einſt Schäfer in Tréguz war? . . .«

Er lächelte die Kleine freundlich an und ſeine Hand ſtreichelte ihr ſchönes rabenſchwarzes Haar. Sie fühlte ſich immer mehr hingezogen zu dem Manne, der ſo gut und ſo

Digitized by Google

edel zu ſeyn ſchien. Dabei war ſie ſich deutlich bewußt, daß er ihre Leiden gemildert: in ſeiner Gegenwart war ihr Gemüth ruhiger und ihre Schmerzen gaben ſich nur noch durch leiſe Zuckungen kund.

»Mein Loriot iſt auch ein Schäfer von Tréguz,« ſagte ſie mit Thränen in den Augen.

»Nun, wenn das iſt,« erwiederte Sulpice heiter, »ſo wird er ein ſteinreicher Mann werden . . . wie es drüben am Cap Fréhel heißt: à plein bissac il aura les écus.«

»Sind Sie denn auch ſo reich geworden?«

»Ja wohl, mein Kind . . . Loriot iſt vermuthlich der hübſche Junge, den ich drüben im Wirthshauſe mit Ihnen ſah?«

»Nicht wahr, er iſt hübſch?« ſagte Chiffon mit Feuer. »Ja, ja, er war's.«

»Iſt er Ihr Bruder?«

»Nein . . . aber ich habe ihn noch lieber als wenn er mein Bruder wäre.«

»Sie wollen alſo ſeine Frau werden?«

»Wer würde ihn wohl ſo lieben, wie ich?«

»Und Sie weinen, weil er Sie verlaſſen hat?«

Chiffon ſah ihn ganz beſtürzt an.

»Woher wiſſen Sie das?« ſtammelte ſie.

»Ich weiß es nicht, mein liebes Kind,« antwortete Sulpice, »ich frage Sie darum.«

»Ja, ja,« ſagte Chiffon von neuem ſchluchzend, »er hat mich verlaſſen . . . wenn er nicht wiederkommt, muß ich ſterben!«

»Er wird wiederkommen,« wollte der Doctor ſagen.

Aber Chiffon ließ ihn nicht zu Worte kommen; ihre Wangen rötheten ſich plötzlich, ihr Augen glänzten.

Digitized by Google

»O, dieſes verwünſchte Paris!« ſagte ſie mit dem Ausdruck des Haſſes; »es lockt die Menſchen an, und wenn es ſie hat, bringt es ſie um! Mein armer kleiner Loriot hatte nie ſolche Ideen gehabt, als wir auf dem Lande waren: Paris hat ihm den Kopf verdreht . . . Ach! wenn ich das gewußt hätte! . . . Ich bin ein rechtſchaffenes Mädchen,« ſetzte ſie, ſich unterbrechend, hinzu und ſchlug die Augen nieder, »obſchon ich ſchlauer bin und mich nicht ſo leicht blenden laſſe wie mein Loriot. Aber er wird durch Schaden klug werden! . . . Ich habe wohl geſehen, was die Pariſerinnen machen, die ſo ſpät unter den Laternen ſpaziren gehen! Mit dieſen mag ich das Paradies nicht theilen . . Ach! und mein Loriot iſt für mich verloren!«

Sie wiſchte ſich mit der Schürze die Thränen ab.

»Iſt er älter als Sie?« fragte Sulpice.

»Wir ſind an einem Tage geboren.«

»An welchem Orte?«

Chiffon wollte antworten, aber ſie beſann ſich und fragte: »Warum wollen Sie das wiſſen?«

Da Sulpice nicht ſogleich eine Antwort bereit hatte, ſetzte ſie mit großer Zungengeläufigkeit hinzu: »Mir liegt nichts daran, an mich denke ich gar nicht . . . aber Sie wollen vielleicht meinem Loriot etwas zu Leide thun . . .«

Sulpice erwiederte, ohne von dieſer Bedenklichkeit Notiz zu nehmen: »Sie ſind Beide in dem Kirchſpiel Saint-Caſt geboren, oder man hat Sie wenigſtens dort aufgefunden: Sie auf dem Friedhofe und den Knaben, den Sie Loriot nennen, auf dem Wege nach Plouetnon.«

»Ach, mein Gott!« ſagte Chiffon im höchſten Grade erſtaunt. »Ein Pariſer kennt mich und Loriot!«

»Iſt es wahr was ich ſage?«

Digitized by Google

»Ja, Alles wahr!«

»Der Mann, der Sie aufgenommen, hieß Nicolas . . .«

»Er kennt auch den Papa Méruel!« rief Chiffon, die ſich nicht mehr zu halten vermochte.

Sulpice brauchte ſchon keine Beweiſe mehr, ſeine Ueberzeugung ſtand feſt. Es war ihm indeß recht lieb, daß ihn die Kleine unterbrochen hatte. Der Name, den ſie ſo eben ausgeſprochen, ließ keinen Zweifel mehr zu.

»Hat man Sie zuweilen Marie genannt?« fragte er.

»Nein.«

»Aber Sie heißen Marie.«

»Geſegnet ſey die heilige Jungfrau!« ſagte Chiffon, die mit einiger Mühe aufſtand und niederkniete. — »Erzählen Sie mir von meiner Mutter,« ſetzte ſie mit Thränen in den Augen hinzu.

Sie war ſo hold, ſo lieblich, daß Sulpice ſie eine Weile betrachtete, ehe er das Wort nahm. Dann drückte er ihr einen faſt ehrerbietigen Kuß auf die Stirn.

»Ihre Mutter,« ſagte er langſam und ernſt, »war ſehr unglücklich in dieſer Welt, ehe ſie ein Engel in Gottes Himmel wurde . . . Später ſollen Sie ihre Geſchichte erfahren . . .«

»Haben Sie meine Mutter lieb gehabt?« fragte Chiffon.

»Ich hätte mit Freuden mein Leben gelaſſen, um ihr das Leben zu retten.«

Chiffon faßte ſeine Hände und drückte ſie an ihre Lippen. Sulpice zog das holde Mädchen an ſein Herz.

»Wollen Sie mich auch ſo lieb haben wie meine Mutter?« ſagte ſie.

Digitized by Google

»Ich will Sie ſo lieb haben wie mein Kind,« erwiederte der Doctor.

»O Herr Jeſus!« rief Chiffon. »Und Loriot iſt fort ... gerade jetzt, wo er eine ſo große Freude hätte haben können!«

»Jetzt müſſen Sie mir folgen,« ſagte Sulpice; »hier können Sie nicht bleiben!«

»Aber wenn mein Loriot wiederkommt ...«

»Loriot wird nicht wiederkommen: wie ſollte er in Paris dieſes Haus wiederfinden? ... Kommen Sie.«

Chiffon hatte nicht den Muth zu gehorchen: es ſchien ihr, als ob ſie ihren Freund nur in dieſem Hauſe wiederfinden werde. Aber Sulpice nahm ſie bei der Hand und zog ſie fort.

Vor dem Hauſe hielt ein ſchöner Wagen.

»Steigen Sie ein, liebes Kind,« ſagte der Doctor.

Chiffon gehorchte; aber ſie brach von neuem in Thränen aus. »Und mein Loriot iſt fort! ... er fuhr ſo gern!«

»Weinen Sie nicht mehr!« gebot Sulpice lächelnd.

»Das können Sie mir nicht wehren!« erwiederte ſie.

»Das wollen wir doch ſehen,« erwiederte der Doctor. »Haben Sie Vertrauen zu mir?«

Er ſah ſie an. Chiffon wendete ſich verlegen ab.

»Ich muß auch Ihren kleinen Freund finden,« ſetzte er hinzu, »und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn finden werde.«

Chiffon trocknete ihre Thränen. »Ich glaube Ihnen,« ſagte ſie mit freundlichem Lächeln; »und ich werde Sie unbeſchreiblich lieb haben, wenn Sie mir meinen Loriot wiedergeben.«

Digitized by Google

XII.

Das Boudoir der Marquise.

Es war im zweiten Stocke des schönsten Hauses der Straße Matignon: das »Hôtel Rostan,« wie man's nannte, seitdem es der Trüffelkönig gekauft hatte. Das Boudoir der Marquise bot die Aussicht in einen großen Garten, der sich bis an die Straße Montaigne erstreckt. Der Trüffelkönig liebte leidenschaftlich die Spiele, in denen der Geist beschäftigt wird. Sein Hausarzt hatte ihn gelehrt, wie man die Rebus im »Charivari« errathen kann; Solange Beauvais hatte es mit vieler Mühe dahin gebracht, daß er die drei ersten Takte einer leichten Quadrille auf dem Piano spielen konnte, und lange nach der übrigen Gesellschaft fand er eine Antwort, wenn in dem bekannten Spiele gefragt wurde: »Ich verkaufe mein Körbchen, was thut man hinein?«

Dieses Gesellschaftsspiel war seine Lieblingsunterhaltung, an welcher die reizende Gabrielle de Morges, Solange Beauvais, Irene und zuweilen selbst die Marquise Theil nahmen. Er war auch ein Freund von Sylben- und Buchstabenräthseln, aber diese mühselige Ausgeburt der menschlichen Albernheit überstieg seine Kräfte; einige Charaden hatten ihm Kopfschmerzen gemacht und ihm diesen Zweig der Geistesgymnastik verleidet. Sensitive, der Dichter der Kornblumen und Klatschrosen, hatte beharrliche Versuche gemacht, ihn mit den Regeln der Verskunst bekannt zu machen, und

Digitized by Google

der Trüffelkönig hatte wirklich ein vierzeiliges Sonett zusammengestoppelt, in welchem er den geistreichen pikanten Satz ausführte: wenn's regnet, bleibt ein vernünftiger Mensch hübsch zu Hause, um nicht den Schnupfen zu bekommen.

Sensitive wollte das Sonett in Musik setzen lassen, aber der Trüffelkönig wollte es nicht zugeben, er versprach etwas Besseres zu dichten; denn er verkannte nicht, daß es etwas unästhetisch ist, in einem Sonett vom Schnupfen zu sprechen.

Das Anagramm ist eine hübsche Spielerei. Sobald Sensitive den Trüffelkönig mit diesem angenehmen Zeitvertreib bekannt gemacht hatte, vergaß der dicke Mann darüber Essen und Trinken. Er träumte beständig von Anagrammen, und mit einiger Beihilfe nahm er sehr sinnreiche Buchstabenversetzung mit den Namen seiner Damen vor. Irene, Reine — Astrée, Teresa — Solange, Losange. Mit dem Namen Gabrielle wollte es ihm trotz alles Kopfbrechens nicht gelingen.

Eines Tags als er mit Sensitive durch die Vorstadt Saint-Honoré fuhr, sagte der Poet zu ihm: Hier sind zwei anagrammische Straßen: Montaigne und Matignon. Der Trüffelkönig nahm sogleich seine Schreibtafel zur Hand, punktirte die einzelnen Buchstaben der beiden Namen und fand Matignon wirklich in Montaigne. Wäre nicht ein e zu viel gewesen, so hätte sich auch Montaigne aus Matignon herauslesen lassen. Ungeachtet dieses fatalen e, das ihm seine Freude verkümmerte, kaufte er an demselben Tage um einen übermäßigen Preis das Hôtel in der Straße Matignon, dessen Garten sich bis an die Straße Montaigne erstreckte.

Liebhabereien müssen bezahlt werden, wie die Leute in der Normandie und auch anderswo sagen. — Für einen un-

Digitized by Google

gebildeten, dem Zauber des Anagramms nicht zugänglichen Mann wäre das Hôtel offenbar fünfzig Procent weniger werth gewesen.

Der Trüffelkönig kaufte übrigens Alles was man ihm antrug. Er wurde von seinen Umgebungen unaufhörlich und schamlos geplündert. Trotzdem schien sein Vermögen immer größer zu werden: es war ein bodenloser Brunnen, den weder der Notar, noch der Wechselagent, noch der Banquier, trotz der ihnen eignen Pumpkraft, auszuschöpfen vermochten. Das Geld floß ihm immer wieder zu.

Das Haus war übrigens für Jedermann offen, die wohlbesetzte Tafel ebenfalls. Der Trüffelkönig suchte die Armen nicht auf, aber nie hatte ihn ein Armer vergebens um ein Almosen angesprochen.

Der Marquis und die Marquise von Rostan wohnten seit einiger Zeit bei ihm. Für Gabrielle de Morges wurde im Garten, an der Straße Montaigne, ein Haus gebaut und Sensitive hatte einen Pavillon.

Das Boudoir der Marquise war elegant und geschmackvoll eingerichtet. Das Grün war so schön vor ihren Fenstern, daß man auf dem Lande zu seyn glaubte. Alles Schöne, das man nicht mit Geld ohne Geschmack und auch nicht mit Geschmack ohne Geld haben kann, schmückte den reizenden Schmollwinkel. Wegen der Einzelnheiten verweisen wir den Leser auf verschiedene ausführliche Beschreibungen zierlicher Boudoirs. Solche Beschreibungen finden sich ja überall: die geschnörkelten Meubles und Zierrathen à la Pompadour sind abgenutzt, wie die Gegenstände der Aufgaben, die man Schulknaben gibt. Uebrigens enthalten ja die Register der Auctionscommissäre genauere Nachrichten hierüber, als alle Romane.

Digitized by Google

Die Marquiſe ſaß in ihrem Armſeſſel am Kamin. Herr P. J. Gridaine (»Alles für die Damen«), deſſen Bekanntſchaft der Leſer bereits gemacht hat, ſaß am Fenſter und las die Zeitung. Der Marquis von Roſtan, der krank und ziemlich ſtark betrunken war, ging mit großen Schritten auf und ab. Auf einem Säulentiſchchen ſtand eine halb leere Flaſche mit Rum.

»Das wird ſchlecht enden!« ſagte der Marquis mit einem derben Fluch.

Die Marquiſe, die etwas bläſſer als gewöhnlich war, ſchaute die Bäume an, deren halbentlaubte Aeſte der Wind ſchaukelte. Die Worte des Marquis ſchienen ſie nicht im mindeſten zu kümmern.

»Hören Sie wohl, Madame?« ſagte er noch lauter, indem er vor ihr ſtill ſtand.

»Wie ſagen Sie?« fragte Aſträa; »ich höre, daß Sie viel Lärm machen, Franz; die Mühe könnten Sie ſich erſparen.«

Der große Roſtan ſtampfte mit dem Fuße. P. J. Gridaine fuhr auf und murrte einige unverſtändliche Worte, unter denen ein aufmerkſamer Zuhörer indeß das Wort »Lümmel« unterſchieden haben würde.

»Kurz und gut, Madame,« ſetzte Roſtan hinzu, »iſt es wahr, daß Sie die Abſicht haben, den Laffen zu heirathen?«

»Sie wiſſen am beſten, Franz,« antwortete die Marquiſe gelaſſen, »daß es ſehr leicht und einfach iſt.«

»Ich weiß, daß Sie mich gefoppt haben, Madame! ich weiß, daß es ſich nicht für mich ſchickt, ein Spielball in Ihren Händen geweſen zu ſeyn; ich weiß . . .«

Die Marquiſe gähnte.

»Sie ſind ſehr undankbar, Franz,« erwiederte ſie: »ich

Digitized by Google

habe ſechzehn Jahre und länger die Laſt Ihrer Thorheiten getragen . . . Bedenken Sie wohl, Franz Roſtan, daß Sie ſchon ſeit ſechzehn Jahren und länger verabſchiedet ſind . . . und Sie machen mir noch Vorwürfe!«

P. J. Gridaine ſah den großen Roſtan von der Seite an; er dachte: ſie geht zu weit, er iſt im Stande ſie zu erdroſſeln!

Roſtan ward durch den Blick der Marquiſe gleichſam gelähmt; ſeine Fäuſte ballten ſich, und er wankte, denn das Blut ſtieg ihm zu Kopfe. Er ging wieder an den Tiſch und ſchenkte ſich ein Glas Rum ein.

»Wiſſen Sie nicht,« fuhr Aſträa fort, »wie ich's zu machen pflege? habe ich Ihnen nicht reichliche Entſchädigung zugeſichert?«

»Du biſt ein herzloſes Weib!« ſagte Roſtan, als er das Glas geleert hatte.

»Sie ſind betrunken,« ſagte die Marquiſe mit Verachtung, »ich will mit Ihnen nicht ſtreiten.«

»Nein, ich bin nicht betrunken, Morgatte, ich weiß wohl was ich ſage . . . ich werde ein Scandal machen . . .«

Er hielt mit offenem Munde inne, als er das ſpöttiſche Lächeln der Marquiſe ſah.

»Scandal?« erwiederte ſie. »Welches größere Scandal kann es wohl geben, als die Heirath ſelbſt! Jedermann hält mich für Ihre Gattin, und ich ſelbſt werde frei und offen erklären, daß ich nur Ihre Maitreſſe war!«

»Und man wird Dich zurückſtoßen, Morgatte!«

»Wenn ich dies erkläre, bin ich Herzogin von Roſtan und ſitze auf einem Goldhaufen.«

»Du biſt noch nicht Herzogin von Roſtan . . . Du wirſt es nie werden!«

Digitized by Google

Die Morgatte ſtand auf.

»Wer wird mich daran hindern?« ſagte ſie.

»Ich!« erwiederte Roſtan, der indeß hinter den Tiſch trat.

»Der Notar iſt im Salon,« meldete ein Diener.

»Es iſt gut . . . er muß warten.«

Aſträa ging auf den Tiſch zu. Roſtan wich noch einen Schritt zurück.

»Fürchte Dich nicht,« ſagte ſie höhniſch lächelnd.

Sie nahm ſeinen Arm und führte ihn zum Divan.

»Lege Dich hin,« ſagte ſie gebieteriſch; »ich ſage Dir, Du biſt betrunken!«

»Ich will aber nicht!« antwortete der Krautjunker.

Aſträa drückte ihn nieder. Er verlor das Gleichgewicht und ſetzte ſich wider Willen.

»Haben Sie geſehen?« ſagte er zu Herrn P. J. Gridaine, »ſie iſt ſtärker als ich!«

»Ich weiß es wohl,« dachte P. J. Gridaine, und ſchaute über die Zeitung hinweg.

»Omphale war ſtärker als Herkules,« liſpelte er; »die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts iſt auch die ſtärker, und deshalb habe ich mich ihrem Dienſte gewidmet . . . Es ſcheint,« ſetzte er, auf die Zeitung klopfend, hinzu, »daß die Verhältniſſe im Orient bedenklich werden. Prudhomme würde ſagen: Der politiſche Horizont bewölkt ſich. Ich leſe in den Débats, daß der Fürſt Gortſchakoff . . .«

Der Diener erſchien wieder in der Thür und meldete: »Der Arzt iſt im Salon.«

»Ich laſſe den Doctor erſuchen, einen Augenblick zu warten.«

Als ſich der Bediente entfernt hatte, ſagte ſie: »Du

Digitized by Google

willſt mich hindern, Franz, Herzogin von Roſtan zu werden? Wie willſt Du das anfangen?«

Der Krautjunker murrte einige unverſtändliche Worte.

»Undankbarer!« ſagte Aſträa, die ganz ruhig blieb; »ich habe Dich zum Marquis gemacht, und Du willſt nicht, daß ich Herzogin werde!«

»Wenn Du Herzogin biſt,« ſagte Roſtan ſchmollend, aber ſchon zaghaft, »warum bin ich dann nicht Herzog?«

»Weil Du nicht dazu taugſt,« erwiederte Aſträa. »Prüfe Dich ſelbſt, Franz, und ſey aufrichtig. Du haſt alle Laſter, nicht nach Art vornehmer Herren, das würde ich mir gern gefallen laſſen, ſondern nach Art der Laſtträger. Du trinkſt zu viel und auf gemeine Weiſe, beim Spiel fängſt Du Streit an, thuſt den Köchinnen ſchön . . . Du biſt allen Leuten ſchuldig, und getrauſt Dich nicht deine Gläubiger anzuſehen. Ich weiß wohl, daß es ſolche Herzoge gegeben hat und noch gibt; allein ſie ſind es einmal.«

»Reiche mir mein Glas,« ſagte Franz Roſtan. »Du wirſt doch nicht läugnen, Morgatte, daß ich ein Edelmann bin?«

»Fürwahr, Du ſpielteſt eine ſchöne Rolle mit deiner Waidtaſche!« erwiederte Aſträa und ſchenkte ihm das Glas wieder voll. »Aber ich bitte Dich, laß den Namen Morgatte weg.«

Roſtan öffnete den Mund, um dieſen verpönten Spottnamen noch lauter zu wiederholen, aber Aſträa legte ihm die Hand auf die Schulter, und er benutzte ſeinen offenen Mund um zu trinken.

»Deinem Fernand mache ich den Garaus!« ſagte er mit einem fürchterlichen Fluch.

Der Bediente erſchien zum dritten Male in der Thür.

Digitized by Google

»Die Demoiſelles Pauline, Georgette und Virginie,« ſagte er, »wünſchen die Frau Marquiſe zu ſprechen.«

Aſträa und P. J. Gridaine ſahen einander lächelnd an.

»Die Demoiſelles müſſen warten,« ſagte Aſträa.

Sie ſchob die Beine des großen Roſtan zur Seite und ſetzte ſich zu ihm auf den Divan.

»Mit dem Feuer ſoll man nicht ſpielen,« ſagte ſie leiſe; »Du weißt wohl, daß man in meiner Gegenwart ſelbſt im Rauſche gewiſſe Worte nicht ausſprechen darf ... Du haſt mir oft im Wege geſtanden: ohne Dich wäre ich hochgeſtiegen und weit von hier ... außer Dir habe ich alle Hinderniſſe beſeitigt, die mir im Wege ſtanden.«

»Gib mir zu trinken,« ſagte Roſtan.

P. J. Gridaine wollte aufſtehen, um die Rumflaſche zu bringen; er hätte gern gehört was auf dem Divan geſprochen wurde. Ein Wink der Marquiſe hielt ihn zurück. Sie holte ſelbſt die Flaſche und ſchenkte das Glas wieder voll.

Franz Roſtan's Augen waren glanzlos, ſeine Zunge faſt gelähmt. Er trank.

»Bedenke wohl was Du thuſt,« ſagte Aſträa; »Du wirſt jetzt wider Willen einſchlafen, nicht einmal gegen ein Weib könnteſt Du Dich wehren . . und Du drohſt!«

Roſtan wollte aufſtehen, aber er ſank auf den Divan zurück.

»Schlaf!« fuhr die Marquiſe fort. »Dieſes Mal magſt Du noch in Frieden ſchlummern ... Ich habe Mitleid mit deiner Schwäche, Marquis; ich war einſt eiferſüchtig auf Dich ... Schlaf ... Ich habe Dir ja nicht geſagt, daß Du leer ausgehen ſollſt. Ich werde Herzogin und heirathe den Mann, den ich liebe ... aber Du ſollſt ſo viel trinken wie Du willſt bis an dein ſeliges Ende; Du ſollſt ſpielen und lieben wann

Digitized by Google

und wo es Dir gefällt ... Du wirſt ein glücklicher Marquis ſeyn, mein Franz; ſchlaf!«

Dem großen Roſtan fielen die Augen zu, aber er raffte ſich mit großer Anſtrengung auf.

»Sacrebleu!« fluchte er, »ich bin nicht müde, ich will mir zu meiner Unterhaltung vorſtellen, was für ein Geſicht deine vornehmen Freunde und Bekannten machen werden, wenn ſie die Marquiſe von Roſtan, die ſechzehn Jahre mit mir verlebt hat und nicht Witwe iſt, auf einmal als die Frau eines Gelbſchnabels ſehen, deſſen früheres Gewerbe für Niemand ein Geheimniß iſt.«

»Fernand iſt verleumdet worden,« ſagte Aſträa erröthend.

»Verleumdet!« erwiederte Roſtan. »Einen ſolchen Menſchen kann man nicht verleumden.«

Aſträa hatte ihre Faſſung wiederbekommen. — »Schlaf, armer Franz,« ſagte ſie; »ich werde nicht hören, was die Welt ſagt, denn ich werde ja Herzogin und zehnmal Millionärin ... Man wird vielleicht lachen, aber alle Stirnen werden ſich vor unſerm Titel und vor unſerm Reichthum ſo tief neigen, daß wir den Mund nicht ſehen ... Schlaf und kümmere Dich nicht.«

Roſtan ſetzte das leere Glas noch einmal an den Mund.

»Es gibt Augenblicke,« ſagte er mit Ingrimm, »wo ich Dich ſo furchtbar haſſe, Morgatte, daß ich gern das Blutgerüſt beſteigen würde unter der Bedingung, daß Du mir folgſt.«

Sein Kopf ſank auf den Polſter, er ſchnarchte ſchon.

»Was ſagt er?« fragte V. J. Gridaine, der von ferne zugehört hatte.

»Ich glaube, er hat einſt ein Verbrechen begangen,«

Digitized by Google

antwortete Aſträa nachſinnend; »er ſpricht ſehr oft vom Blutgerüſte ... und das hat zu dem tiefen Abſcheu, den er mir einflößt, nicht wenig beigetragen ...«

Ihr Blick fiel auf das erdfahle Geſicht Roſtan's; ſie dachte: »es iſt gut, daß Du mir das geſagt haſt!«

»Aber er iſt ein eitler Prahler,« ſetzte ſie hinzu, »er iſt feig geworden wie ein Haſe.«

»Schöne Dame,« ſagte P. J. Gridaine, »haben Sie die Zeitungen geleſen? Die Sachen gewinnen ein immer ernſteres Anſehen. Man muß hoffen, ſo heißt es wörtlich im Conſtitutionnel, daß der Autokrat eine derbe Lection bekommen wird, wenn er den Weſtmächten den Kopf warm macht.«

»Das iſt mir ganz egal,« erwiederte die Marquiſe, die ſich wieder vor den Kamin ſetzte.

Sie lächelte und zog die Glocke.

»Der Doctor und der Notar mögen herein kommen,« ſagte ſie zu dem Diener.

Der Doctor war ein Mann nach dem veralteten Zuſchnitte der Reſtaurationszeit: weiße, ſorgfältig friſirte Haare, Brillantring am Finger, goldene Doſe.

»Guten Morgen, Frau Marquiſe!« ſagte er, mit vorgeſtreckten Fußſpitzen eintretend. »Ei, guten Morgen, meine Holde ...!«

Er küßte ihr mit echt franzöſiſcher Grazie die Hand, während der Notar, der hinter ihm erſchien, nur eine kalte, höfliche Verbeugung machte.

»Ein gar ernſter Mann, der liebe Notar,« ſagte der Doctor. »Leiden an Eingenommenheit des Kopfes, an Ohrenſauſen, nicht wahr? Ja, ja, ich ſehe es Ihnen an; haben zu wenig Bewegung, ſitzen zu viel am Schreibtiſche. Schnupfen Sie? Thun Sie ein bischen flüchtiges Kali in

Digitized by Google

Ihren Tabak ... ein klein wenig Kali, das reinigt, und Sie werden hundert Jahre alt, das verſpreche ich Ihnen, verlaſſen Sie ſich nur auf mich, vorausgeſetzt, daß Sie nicht vom Schlage getroffen werden.«

Der Notar ſchnitt ein Geſicht und lüftete ſeine Cravate.

»Ah! da iſt ja Herr Gridaine!« fuhr der Doctor fort. »Entſchuldigen Sie, ich hatte Sie nicht geſehen; etwas blaß, aber das Auge iſt gut. Sie werden hundert Jahre alt werden ...«

»Vorausgeſetzt ...« begann die Marquiſe.

»Für unvorhergeſehene Fälle kann ich nicht ſtehen!« ſagte der Doctor ernſt. — »Ei, guten Morgen, Herr Marquis! Es iſt doch der Marquis auf dem Sopha? Geſund und blühend!«

Roſtan ſah aus wie ein ausgegrabener Leichnam.

»Der Marquis ſchläft,« ſagte Aſträa, »er iſt etwas unpäßlich.«

»Hat nichts zu bedeuten!« erwiederte der Doctor, dem es gar nicht einfiel, den Puls zu unterſuchen.

Er warf ſich in einen Armſeſſel. Der Notar ſetzte ſich beſcheiden auf einen Stuhl.

»Immer friſch und roſig, ſchöne Dame,« fuhr der Doctor fort. »Ich war ſo eben im Hôtel-Dieu ... ich komme geraden Weges daher. Habe eine Menge Kranke zu behandeln ... unter Anderen einen höchſt merkwürdigen Fall von Bauchfellentzündung. Wenn ich an jedem Krankenbette plaudern wollte, würde ich bis in die ſpäte Nacht nicht fertig. Ich ſagte zu ihm: Herr Morin, ſagte ich, dies iſt die Stunde, wo ich zu der Marquiſe gehe.«

Der Notar neigte ſich zu P. J. Gridaine und flüſterte

Digitized by Google

ihm zu: »Das muß höchſt intereſſant für den Kranken geweſen ſeyn.«

»Der Doctor iſt ein Original,« antwortete P. J. Gridaine.

Der Doctor fuhr fort: »Es iſt die Stunde . . . ich hatte die Uhr in der Hand . . . die Uhr, die ich im Jahre 1813 von der Königin von Portugal bekommen habe . . . es iſt ſchon lange her, nicht wahr? . . . Die Erfahrung, ſchöne Dame! wenn ein Arzt aus vierzigjähriger Erfahrung ſprechen kann . . . ich hatte meine Uhr in der Hand und ſagte: ehe ich die Marquiſe beſuche, muß ich noch zu dem Präſidenten in die Rue Taranne, zu dem Miniſter in die Rue de Grenelle . . . und dann in die Rue de Varennes . . . Sie wiſſen, die arme Gräfin iſt dieſen Morgen geſtorben . . . ſie hatte den Doctor Sulpice holen laſſen!«

Er lachte und drehte ſeine Doſe zwiſchen den Fingern.

»Fußbäder, Madame, Fußbäder!« ſetzte er hinzu, indem er ſeinen Stock zwiſchen die Knie ſtellte; »Fußbäder mit Senf . . . im Frühjahr Blut laſſen . . . Diät zu jeder Jahreszeit . . . Veilchenblüthenthee vorm Schlafengehen . . . Kopf kalt, Füße warm, Leib offen . . . ſo hatte ich ſie viele Jahre am Leben erhalten, und ohne den Doctor Sulpice wäre ſie hundert Jahre alt geworden.«

»Wie haben Sie den Herzog dieſen Morgen gefunden?« fragte die Marquiſe.

»Er wird hundert Jahre alt, ſage ich Ihnen!« erwiederte der Hausarzt. »Sein Zellgewebe entwickelt ſich zuſehends, er nimmt zu, daß es eine Freude iſt . . . Ich laſſe ihn Camillendämpfe einathmen und die Wirkung iſt erſtaunlich.«

»Sie finden alſo ſeinen Geſundheitszuſtand nicht mehr bedenklich?« fragte Aſträa gleichgiltig.

Digitized by Google

»Nicht im mindeſten . . . er hat 63 Pulsſchäge in der Minute, ſein Geſicht iſt ſo breit wie ein Scheffel... Thun Sie ihm ſtatt des Pfeffers ganz wenig Rhabarber in die Suppe und ſtreuen Sie ihm Senfpulver in die Strümpfe, dann wird er hundert Jahre alt.«

Der Notar lächelte wie ein Miniſterialbeamter. — P. J. Gridaine ſchnitt ein Geſicht.

»Vorausgeſetzt jedoch,« fuhr der Doctor fort, »daß der vorwitzige Charlatan Sulpice . . .«

»Ach! lieber Herr,« unterbrach ihn die Marquiſe, »ich habe es erſt geſtern erfahren, aber es iſt ſchon lange, daß ſich der Herzog von dem Doctor Sulpice behandeln läßt.«

Der Rococodoctor fuhr auf — »Iſt es möglich!« eiferte er; »der Herzog befolgt meine Verordnungen nicht!«

»Es wundert mich nicht mehr, daß er dick wird,« ſagte der Notar leiſe.

Der Notar pflegte Abends im Schooße ſeiner Familie Witze zu reißen.

»Und was thut er mit meinen Medicamenten?« fragte der Doctor.

»Er gibt ſie ſeinem Kammerdiener.«

»Und der Kammerdiener wird mit jedem Tage magerer,« ſagte der Notar.

P. J. Gridaine, ein ungemein discreter Mann, ſagte nichts. — Der Doctor Zog ſeine Uhr vom Jahre 1813 aus der Taſche.

»Die Prinzeſſin erwartet mich,« ſagte er; »ich muß in die Rue de Bourgogne . . . Aber ich werde doch wiederkommen, ich will den unglücklichen Herzog nicht verlaſſen . . . ſein dicker Bauch iſt eine bedenkliches Symptom, Madame...

Digitized by Google

ſeine Wangen ſind ſchlaff, farblos ... es kann leicht ein ſchlechtes Ende mit ihm nehmen ...«

»Aber Sie ſagten doch ſo eben ...«

»O, ich werde wiederkommen, ganz gewiß! ... Mancher würde nicht wiederkommen, Madame; aber ein Mann, deſſen Leben ſo wichtig iſt ... halb fünf ... der engliſche Geſandte wird ſehr ungehalten ſeyn! ... Guten Abend, meine Herren! ich küſſe die Hände, ſchöne Dame!«

Er entfernte ſich mit vorgeſtreckten Fußſpitzen, wie er gekommen war.

In der Thür blieb er ſtehen. — »Es iſt höchſt fatal,« ſagte er, »ich habe auf den Cardinal vergeſſen!«

Im Vorzimmer ſagte er dem Bedienten:

»Hat Niemand im Auftrage der Prinzeſſin nach mir gefragt?«

»Zu Sr. Herrlichkeit!« rief er laut, als er in ſeinen Fiaker ſtieg.

Der Kutſcher wußte ſchon, daß der Doctor nach Hauſe fahren wollte.

»Was gibt's Neues?« fragte die Marquiſe den Notar.

»Ich war bei dem Herzog,« antwortete der Notar; »er war nicht aufgelegt von Geſchäften zu reden.«

Da er zu zögern ſchien, ſagte ihm die Marquiſe:

»Sie können vor Hern Gridaine ganz offen reden.«

Die beiden Herren verneigten ſich.

»Ich habe es keinen Augenblick bezweifelt,« erwiederte der Notar, »und ich habe geſprochen, als ob wir allein wären. Der Herzog ſagte: Ich habe keine Familie und befinde mich wohl: warum ſoll ich mir mit einem Teſtament den Kopf zerbrechen?«

Digitized by Google

»Er iſt nicht ſo dumm wie man glaubt,« ſagte P. J. Gridaine, »er hat Augenblicke wo er höchſt geiſtreich iſt.«

»Was haben Sie alſo Gethan?« fragte die Marquiſe.

»Ich ließ nicht nach. Eben wenn man alle Körper- und Geiſteskraft beſitzt, ſoll man ſeine Angelegenheiten ordnen, zumal wenn man ein ſo großes Vermögen beſitzt. — Er fragte mich: glauben Sie etwa, ich würde ſchwach? — Im Gegentheil, antwortete ich; aber in Maintenon gaben Sie die Abſicht zu erkennen . . . Ja wohl, fiel er mir ins Wort, wir wollen ſpäter, bei einer ſchicklichen Gelegenheit daran denken . . . ich bin ja noch kein achtzigjähriger Greis; meine Verhältniſſe können ſich ändern.«

P. J. Gridaine machte ein langes Geſicht. Die Marquiſe lächelte.

»Hat er Ihnen erklärt, was er damit meinte?« fragte ſie.

»Ich habe es errathen, Madame,« antwortete der Notar. »Der Herzog ſprach gleich darauf von der Familie Morges . . . Die Gräfin von Morges iſt ihm ſo aufrichtig zugethan, und Fräulein Gabrielle, die ein Engel iſt . . .«

Die Marquiſe unterbrach ihn mit lautem Gelächter.

»Sie glaubten, er denke an eine Heirath,« ſagte ſie.

»Ich glaube es noch, Madame; denn er fragte mich, ob eine nachherige Heirath die im ledigen Stande gemachten teſtamentariſchen Verfügungen ungiltig mache.«

»Diable!« ſagte P. J. Gridaine, »es ſcheint mir außer allem Zweifel.«

»Ich wette,« ſagte die Marquiſe, die ganz ruhig blieb, »daß Sie uns überraſchen wollen: der Herzog hat ſein Teſtament gemacht, oder will es machen.«

»In der That, Madame,« erwiederte der Notar, in-

Digitized by Google

dem er das Kinn in die Cravate zog, »meine Vorstellungen, meine Beweisgründe, mit einem Worte, meine Bemühungen haben dieses Resultat herbeigeführt.«

»Deserviten, Auslagen!« murrte P. J. Gridaine.

»Ihre Beweisgründe und Bemühungen werden Ihr Glück machen,« sagte die Marquise.

Der Notar verneigte sich ernst und die Marquise fuhr fort: »Erzählen Sie uns gefälligst, was Sie ausgerichtet haben.«

»Es geht Alles nach Wunsch, Madame . . . der Herzog wird sein Testament machen, sobald man ihm die beiden Kinder, die seinen Namen führen, vorstellen wird. Wenn Sie in der Lage sind, es zu thun . . .«

Die Marquise gab ihm durch eine würdevolle und höfliche Geberde zu verstehen, daß er sich auf ein Gebiet verirre, wo sie ihm nicht folgen möge. — Der Notar nahm sogleich seinen Hut.

»Herr Notar,« sagte Asträa, »ich bin keine Königin, um mich gewisser Ausdrücke zu bedienen; aber ich erkläre Ihnen in Gegenwart des Herrn Gridaine, daß ich mit Ihnen zufrieden bin . . . Kommen Sie morgen wieder. Die Bedingung, die der Herzog stellt, soll erfüllt werden. Vergessen Sie nicht, daß der junge Mann sehr gut bedacht werden muß, um dem Namen Ehre zu machen, um . . .«

»Ich werde thun, was möglich ist, Madame.«

Er verneigte sich und ging.

»Nun, was sagen Sie dazu, Herr Gridaine?« sagte Asträa, als der Notar fort war.

»Alles für die Damen! . . . ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung; indeß sehe ich nicht . . .«

Digitized by Google

»Was ſehen Sie nicht?«

»Der Herzog iſt noch jung.«

»Damit bin ich einverſtanden.«

»Er befindet ſich wohl . . .«

»Darin irren Sie ſich.«

»Der Doctor hat ja ſo eben geſagt . . .«

»Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr Gridaine,« ſagte die Marquiſe ſehr gleichgiltig, »der Herzog von Roſtan befindet ſich ſehr ſchlecht.«

Ein kurze Pauſe folgte.

»Iſt es mir erlaubt,« erwiederte P. J. Gridaine endlich, »eine Bemerkung zu machen?«

»Eine einzige?« fragte Aſträa lächelnd.

»Eine oder zwei.«

»Oder drei . . . wir wollen zuerſt die drei Mädchen abfertigen, und helfen Sie mir meine Wahl zu treffen.«

Sie zog die Glocke und gab dem Diener ihre Befehle. Der Letztere kam ſogleich zurück und meldete:

»Die Demoiſelles Pauline, Georgette und Virginie!«

Digitized by Google

XIII.

Virginie, oder die Geliebte Ethelred's.

Sie kommen ſchaarenweiſe, die Mädchen aus der Provinz. Der Pariſer Magnet zieht ſie aus allen Gegenden Frankreichs herbei. Eines ſchönen Morgens bekommen ſie das Pariſerfieber, man könnte es ein umgekehrtes Heimweh nennen, das aus der Heimat forttreibt nach dem Paradieſe an der Seine. Die jüngſten, hübſcheſten, flinkſten, klügſten marſchiren ab, wie Soldaten, die zu einem »leichten Corps« ſtoßen wollen. Sie ſchließen ſich wirklich einem Regiment an, das der Gefahr beſtändig Trotz bietet und täglich durch Noth, Krankheiten und Genüſſe decimirt wird; ſie kommen mit ihren arbeitsluſtigen Fingern, mit ihren hübſchen rothwangigen Geſichtchen, mit ihren feurigen Augen, die jeden Augenblick Liebespfeile abſchießen; ſie ſtellen ſich ſogleich in Schlachtordnung und erwarten Cupido's Commando.

Die armen Mädchen! — Man muß freilich geſtehen, daß eben nicht die beſten im Dorfe von dem Pariſerfieber befallen werden. Zuweilen hat der Roman, der in Paris enden ſoll, in der Provinz begonnen: die Kuhmagd Chloe iſt von dem Dreſcher Daphnis betrogen worden, und Chloe eilt nach Paris, um ſich zu rächen. — Oder ein anderes Beiſpiel: Fanchon lebte ſtill und harmlos; ihre Wünſche gingen nicht über ihren Geſichtskreis hinaus. Die ſchöne Fanchon

Digitized by Google

kannte nichts Schöneres in der Welt als das Herrenhaus, nichts Größeres als das Wieſenbächlein hinter dem Dorfe, nichts Tieferes als die Pferdeſchwemme; hinter den blauen Hügeln, die ſie aus dem Dachfenſter des Vaterhauſes ſah, war für ſie keine Welt mehr — und dennoch geht Fanchon fort. Der treuloſe Michel, der ihr Liebe geheuchelt, hat ſie ſitzen laſſen!

Erinnern ſich die Leſer an Monſieur Durand de Lapierre? Die »Geſchäftsreiſenden« ſind gar gefährliche Leute. Durand de Lapierre iſt eben der Mann, der die Ruhe der armen Fanchon ſo plötzlich trübt; er ſtellt freilich die Bedingungen nicht auf eigne Hand, ſondern als Proviſionsreiſender des Damenfreundes P. J. Gridaine.

Die Hauſirer, die Proviſionsreiſenden beiderlei Geſchlechts, die Studenten, die in die Ferien gehen, die umherziehenden Schauſpieler ſind die Hauptlieferanten für das Frauenparadies.

Georgette, Virginie und Pauline waren, wie wir längſt wiſſen, alle drei jung und hübſch; alle drei hatten einen ſchönen Begriff von Paris und von dem Glücke, das man dort lachend und ſcherzend machen kann, und Monſieur Durand de Lapierre hatte ihnen gar viel Schönes von dem Paradieſe der Frauen erzählt.

Kaum hatten die drei Mädchen die Barrière paſſirt, ſo fühlten ſie ein gewiſſes Etwas, das ihnen zuflüſterte: »das Paradies iſt unſer! — So viele elegante junge Männer! ſo viele alte Herren mit vielverſprechender, Vertrauen weckender Gönnermiene!«

Pauline dachte mit Entzücken an die Kuchen und Torten, die ſie eſſen wollte. Georgette, die einen ſolidern Ge-

Digitized by Google

ſchmack hatte, miſchte Bratengedanken unter unreife Projecte von Sparcaſſe und ſchneeweißer Wäſche, denn Durand de Lapierre ſprach immer von dem nützlichen Inſtitute der Sparcaſſe; Virginie endlich verſchmähte weder Torten noch Braten, noch weiße Wäſche, aber ihr Wonnetraum war ein blaſſes, vollbärtiges Geſicht, deſſen Mund ſich aufthun ſollte, um ihr zuzuflüſtern: »ich liebe Dich!«

Es waren recht gute Mädchen, aber ſie wollten ihr Glück machen, und welche Wege werden nicht eingeſchlagen, um dieſes Ziel zu erreichen! Man forſche in der Geſchichte der mittleren und unteren Stände, und man wird finden, daß faſt alle bürgerlichen und ländlichen Trauerſpiele den Gedanken, »ſein Glück zu machen,« zum Ausgangspunkt hatten. — Es iſt im Grunde ein lobenswerther Gedanke; aber jedes Ding hat ja ſeine Schattenſeite!

Georgette wollte ihr Glück machen; Pauline ebenfalls; Virginie, die in Folge ihrer Beleſenheit höhere Anſprüche an das Schickſal machte, wollte ihr Glück machen und noch obendrein ein Herz erobern.

Bei ihrer Ankunft in Paris hatten ſie ſich getrennt; ſie fanden ſich in dem Warteſalon der Marquiſe von Roſtan wieder, nachdem ſie alle drei in dem Bureau des Herrn P. J. Gridaine geweſen waren und daſelbſt dieſe Adreſſe erhalten hatten. Sie hatten den Notar mit der breiten Cravate und den Vatermördern, den Doctor mit dem ſpaniſchen Rohr und der goldenen Doſe geſehen. Pauline würde den Notar genommen haben, wenn er ſich anheiſchig gemacht hätte, ihr Glück zu machen. Georgette hatte gedacht: »der Doctor hat gewiß ſeine Taſchen voll Zuckerwerk.« Virginie wünſchte ſich: »ich möchte, daß mir ein reſpectabler, eleganter, ſteinreicher

Digitized by Google

alter Herr begegnete; er müßte stehen bleiben, mich durch die Brille anschauen und auf einmal ausrufen: o Himmel, meine Tochter! ...« wie in der »Nichte des Gondelführers.« Ich würde erröthend auf ihn zu treten und mit Freudenthränen erwiedern: »ist es möglich, daß ich in weiter Ferne den Urheber meiner Tage wiederfinde!«

Aber man rief den Notar und den Doctor in das Boudoir. Die drei Mädchen blieben allein. Sie waren in der Mauserzeit. Denn es gibt eine Uebergangsperiode für die Mädchen, die nach Paris kommen, um ihr Glück zu machen; es ist die Zeit, wo der alte Anzug durch einen neuen ersetzt werden soll und wo die Aermelausschnitte noch nicht gemacht sind. In dieser Häutungsperiode kann man erkennen, welche zu Königinnen des Frauenparadieses erkoren sind. Ich habe Mädchen gesehen, die den Häutungsprozeß kalt und stolz vorübergehen ließen und nachher schöner waren als zuvor.

Doch, das ist eine sehr seltene Ausnahme. In der Regel hat die Häutung eine starke Verminderung, ein fast gänzliches Verschwinden der natürlichen Reize zur Folge, so daß die hübsche, dralle Mariette auf einmal eine plumpe, lächerliche »Malvina« wird. Zwischen dem Landmädchen und der Grisette liegt eine weite Kluft.

Die drei irrenden Ritterinnen hatten die Reisekleider abgelegt und sich nach ihrem Geschmack aufgeputzt. Georgette trug ein helles Leinwandkleid, obgleich es schon November war; Pauline erschien in einem wattirten Ueberrock von roth und schwarz carrirtem Merino, und Virginie hatte irgendwo und irgendwie ein viel zu kurzes seidenes Kleid erobert.

Virginie begrüßte ihre Reisegefährtinnen mit einem

Digitized by Google

Gönnerlächeln. Alle drei ſahen einander an und jede von ihnen dachte: wie lächerlich ſie ausſehen!

»Wie finden Sie die Hauptſtadt?« fragte Virginie.

»Sehr angenehm, das muß ich ſagen,« antwortete Georgette; »ich bin im Theater geweſen . . . ach, das iſt prächtig!«

»Ich bin auch im Theater geweſen,« ſagte Pauline.

»Ich würde lieber nichts gegeſſen, als das Theater verſäumt haben,« ſetzte Virginie hinzu.

Es wäre auch beiſpiellos, wenn ein Mädchen aus der Provinz den erſten Abend anderswo als im Theater zubrächte.

»Wir ſind hier in gleicher Abſicht, wie es ſcheint?« ſagte Virginie etwas ſchnippiſch.

»Ja, es ſcheint ſo,« antworteten die beiden Andern kalt.

»Ach!« verſetzte Virginie mit der Empfindſamkeit einer Romanleſerin, »ich weiß nicht was ich an dieſem Orte zu erwarten habe; aber für mich ſind die Freuden des Herzens mehr werth als Schätze.«

Pauline betaſtete den Stoff der Vorhänge, Georgette beobachtete die vergoldeten Leiſten an den Thüren und Fenſtern, und Beide gaben ihre Bewunderung zu erkennen; aber Virginie rümpfte die Naſe und erwiederte:

»Ich habe ſchönere Sachen geſehen »in den Büchern.« Der Palaſt des Pompeo Scarlati zu Venedig war ganz von Marmor und die Verzierungen von Laſurſtein, der eine mir unbekannte Merkwürdigkeit iſt. Die Kuppeln waren von oben bis unten vergoldet und wenn die Sonne aus dem Schooße der Wellen emporſtieg, glänzte die große Kuppel des Palaſtes ſo hell, daß man ſie für die wirkliche Sonne

Digitized by Google

und die Sonne ſelbſt für eine blaſſe Copie der Kuppel hätte halten können . . . Dieſe Beſchreibung des Palaſtes Scarlati ſteht in dem anziehenden Roman: »Die Seufzerbrücke« . . .

»Was haben Sie denn hier zu thun?« fragte Pauline.

Virginie hielt einen Finger auf den Mund und antwortete:

»Das iſt mein Geheimniß, Theuerſte.«

Pauline zuckte die Achſeln.

»Sie kommen mir ſonderbar vor mit Ihrem alten Seidenflitter und Ihrer Geheimnißkrämerei . . . ich ſagte zu dem alten Herrn: ich ſuche einen Platz, und er hat mich hierher geſchickt.«

»Einen Platz!« ſagte Virginie verwundert; »das heißt ſoviel als einen Dienſt?«

»Warum nicht?«

»O pfui!«

»Bis ſich etwas Beſſeres findet . . .«

»Es iſt ja keine Schande,« ſetzte Georgette hinzu. »Ich ſagte zu dem Herrn: Ich möchte gern Arbeit haben und er hat mich hierher geſchickt.«

»Folglich,« ſchloß Pauline, »braucht man in dieſem Hauſe ein Stubenmädchen und eine Nähterin . . .«

»Haben Sie »Stephanie oder die drei Dolche« geleſen?« fragte Virginie.

»Sie wiſſen ja, daß wir nichts geleſen haben,« erwiederte Pauline; »laſſen Sie uns doch in Ruhe!«

Virginie brüſtete ſich in ihrem ſeidenen Kleide.

»Liebe Kleine,« ſagte ſie, »Sie werden ſich ſchwer an noble Manieren gewöhnen.«

Digitized by Google

»Von Ihnen werde ich sie nicht lernen,« entgegnete Pauline.

»Still!« sagte Georgette, die eine Brezel aus der Tasche zog; »wenn Sie so schreien, wird man Ihnen die Thür weisen.«

»Wenn Sie »Stephanie oder die drei Dolche« gelesen hätten,« erwiederte Virginie, »so würden Sie sehen, daß Sie gar keine Ursache haben sich zu ereifern . . . ich wollte Ihnen mein Geheimniß sagen.«

»Behalten Sie Ihr Geheimniß für sich!« sagte Pauline.

»Lassen Sie hören, ich möchte es wissen,« sagte Georgette, näher tretend.

»In »Stephanie oder die drei Dolche,« antwortete Virginie, »hat eine Dame ihr Töchterlein verloren; die Zigeuner haben es geraubt, während die Dame mit ihrem Gefolge durch den Wald von Noirfontaine kam . . . ich glaube, die Dame hieß Hortense de Germineuil; der Räuberhauptmann hieß Matteo, das weiß ich gewiß, denn viele Verbrecher heißen so . . . Es vergehen Jahre, und die untröstliche Mutter trägt ewige Trauer . . .«

»Das Schwarze,« sagte Georgette, »nimmt sich in Paris gar nicht schlecht aus; ich habe sehr schöne Damen gesehen, die ganz schwarz angezogen waren mit brillanten Ohrgehängen und Trauben auf den Hüten.«

»Es war nicht in Paris,« erwiederte Virginie, »sondern in Italien oder Dänemark. Hortense de Germineuil konnte sich gar nicht trösten, obwohl sie unermeßlich reich war . . . Ach! eine Mutter . . .«

»Wer eine Mutter hat, ist glücklich,« sagte Pauline.

Georgette seufzte und biß in ihre Brezel.

Digitized by Google

»Eine Mutter!« fuhr Virginie fort. »Wenn ich eine Mutter hätte . . . ich habe in mehr als zwanzig Romanen gelesen, wie eine Mutter Tag und Nacht an ihr Kind denkt . . . ach! ich würde sie recht lieb haben!«

Sie hatte Thränen, wahre Thränen in den Augen. Wenn dieses Gefühl, das in jedem Herzen ist, lebendig wird, fällt jede Ziererei, jede Lächerlichkeit weg.

Virginie trocknete ihre Augen und fuhr fort: »Hortense de Germineuil faßte eines Tages den Entschluß, ihren Reichthum zum Wiederfinden ihrer Tochter zu benützen. Sie ließ bekannt machen, alle jungen Mädchen der Umgegend sollten eine Belohnung haben, wenn sie in ihr Schloß kommen wollten. Sie kamen alle. Man stellte sie im Hofe auf und die Edelfrau nahm eine nach der andern in Augenschein. So oft sie eine betrachtet hatte, gab sie ihr eine Börse mit Geld.«

»Das war noch eine großmüthige Dame!« sagte Georgette.

»Es sind Lügen!« setzte Pauline hinzu.

»Die Romane . . . lügen!« erwiederte Virginie entrüstet. »Wie können Sie solchen Unsinn behaupten? . . . Hören Sie nur weiter. Hortense kam endlich an ein junges Mädchen, schön wie Lilien und Rosen, deren bethauten, duftenden Blüthenkelch der Schmetterling umflattert. Das junge Mädchen sah sie mit ihren azurblauen Augen an, die klarer waren als Krystall. Hortense reichte ihr eine Börse, wie den Andern. Aber die holde Kleine sagte: Ein Kuß von Ihnen wäre mir lieber als alles Gold der Welt!«

»Ach! das ist allerliebst,« sagte Georgette.

Digitized by Google

»Mein Geſchmack iſt das eben nicht,« entgegnete Pauline, der ein Fünffrankenſtück lieber geweſen wäre, als alle Küſſe der Welt.

»Auf dieſe ſo bedeutungsvolle als rührende Anrede,« fuhr Virginie fort, »breitete Hortenſe die Arme aus. Das blauäugige Mädchen ſank an ihr Herz und fiel in Ohnmacht. Als man ihr das Kleid aufſchnürte, fand man ein Medaillon, das Hortenſe erkannte. Es war ihre Tochter.«

»Ach, die ſchönen Bücher!« ſeufzte Georgette; »ich muß doch leſen lernen.«

»Und das Mädchen erbte den ganzen Reichthum?« fragte Pauline.

»Das verſteht ſich,« erwiederte Virginie.

Pauline kaute an den Nägeln.

»Ich werde ſo ein Glück nicht haben!« murrte ſie.

»Jetzt ſagen Sie Ihr Geheimniß,« ſagte Georgette.

»Nur Geduld,« erwiederte ſie, pfiffig lächelnd. »Als ich zu dem Herrn in die Schreibſtube kam, ſah er mich ſehr aufmerkſam an . . .«

»Gerade ſo wie mich,« fiel ihr Pauline ins Wort.

»Und wie mich!« ſetzte Georgette hinzu.

»Als er mich recht angeſehen hatte, ſagte er: »Ein ſo ſchönes Mädchen ſucht doch gewiß keinen Dienſt als Haushälterin . . .«

»Und mir hat er das Kinn geſtreichelt,« ſagte Georgette.

»Und mich hat er in die Wange gekniffen,« ſetzte Pauline hinzu.

»Das würde er ſich bei mir nicht erlaubt haben,« fuhr Virginie fort; »er erſuchte mich, ihn mit meinen Abſichten

Digitized by Google

bekannt zu machen, und ich ſagte ohne Zögern: wenn Sie »die Prinzeſſin und der Wirth« geſehen haben, werden wir uns leicht verſtändigen. Ich komme nach Paris, wie Zedelia von Spurzheim. Es wogen ſeltſame Gefühle in mir. Ich will mit Leidenſchaft lieben; ob der Gegenſtand meiner Liebe blond oder brünett iſt, darauf kommt es nicht an, aber er muß ein edles Herz, eine ſchlanke Taille und ein angenehmes Vermögen haben, denn die Liebe iſt eine Blume, die in der Armuth verwelkt ... außerdem will ich meine Mutter wieder finden ...«

»Ihre Mutter!« riefen die beiden andern Mädchen.

»Ja, meine Mutter, meine theure Mutter. Zedelia von Spurzheim wußte auch nicht mehr, als ich, als ſie den Schwarzwald verließ, und doch fand ſie ihre Mutter wieder, die keine andere war, als die Pfalzgräfin. Das iſt doch klar?«

»Was hat Ihnen der kleine alte Herr geantwortet?« fragte Georgette.

»Es ſey eine ganz einfache Sache,« erwiederte Virginie. »Er hatte das Buch nicht geleſen, aber er intereſſirte ſich für Zedelia wegen ihres Namens, den er hübſch fand. »Mein Kind,« ſagte er, »von dem Manne, der Ihr Glück machen ſoll, wird ſpäter die Rede ſeyn; ich habe deren Viele in petto, ſowohl Blonde als Brünette. Inzwiſchen kann ich Sie auf eine gewiſſe Spur führen. Wer weiß? Ihre Mutter ...«

»Ich erſuchte ihn ſich deutlicher zu erklären, aber er wurde ſtumm wie ein uralter, halbverwitterter Sarkofag. Er gab mir nun die Adreſſe der Marquiſe von Roſtan, Straße Matignon, Nr. ... mit dem Erſuchen, fünf Franken auf ſeinen Tiſch zu legen.«

Digitized by Google

»So hat er's mit mir auch gemacht, ich habe auch fünf Franken auf seinen Tisch legen müssen,« sagte Pauline.

»Und ich auch,« setzte Georgette hinzu. »Ist das Ihr Geheimniß?«

»Ist es nicht ein wichtiger, feierlicher Moment für mich?« sagte Virginie, deren Kopf sich auf die Brust senkte: »wenn die Marquise von Rostan meine Mutter wäre?« — Dann winkte sie mit der Hand und setzte hinzu: »Jetzt ist's genug, ich muß mich sammeln.«

Georgette und Pauline schwiegen; sie hatten einen und denselben Gedanken. Sie waren Beide Findelkinder, und konnten daher dieselbe Hoffnung hegen, wie Virginie und Zedelia von Spurzheim. In einem ähnlichen Verhältnisse hatte Hortense de Germineuil ein Mädchen, das lieber einen Kuß von ihr als eine mit Gold gefüllte Börse haben wollte, als ihre Tochter erkannt. — Man sieht, wie schöne Gedanken man aus Romanen schöpfen kann!

Die Köpfe der drei Mädchen begannen zu schwindeln. Nichts ist leichter, als einem Findelkinde übertriebene Hoffnungen einzuflößen; in dem Gehirn wuchern die abenteuerlichen Ideen wie Unkraut auf dem Felde. Alles, was die romanhafte Virginie gesagt hatte, war höchst albern, aber was lag daran?

Als Virginie ihre beiden Reisegefährtinnen wieder ansah, bemerkte sie in deren Blicken einen feindseligen, ergrimmten Ausdruck, und es würde gewiß zu einem sehr lebhaften Streit gekommen seyn, wenn nicht der Bediente erschienen wäre und ihnen gesagt hätte, daß sie eintreten könnten. Sie standen hastig auf und zupften an ihrem Anzuge.

»Nur Muth!« dachte Virginie. »Alles kommt auf

Digitized by Google

den erſten Eindruck an . . . die Marquiſe ſucht offenbar ihre Tochter . . .«

»Wer nichts wagt, gewinnt nichts,« dachte Pauline. »Wer weiß, was geſchehen kann?«

Die kleine Georgette war nicht minder unternehmend, ſie dachte: »Sie ſucht ihre Tochter . . . ich biete mich an!«

Sobald ſich die Thür aufthat, ſtürzten ſie alle drei zugleich in das Boudoir und riefen: »Mutter! Mutter!«

Die Marquiſe fand ſich auf einmal von ſechs Armen umgeben, die ſie umfaſſen wollten.

Aſträa hätte ſich einer gewiſſen Rührung wohl nicht erwehren können, wenn ihr vor Zeiten ein Kind abhanden gekommen wäre; aber ſie gehörte nicht zu denen, die Gott zu Müttern geſchaffen hat. Manche Weſen ſcheiden von der Erde, ohne eine Spur zurückzulaſſen.

Pauline, Georgette und Virginie hatten indeß ihre gegenſeitige Abſicht nicht errathen. Sie warfen einander feindſelige Blicke zu, und es wurde ſogar gekratzt und gekniffen, ſo viel es ohne den Anſtand zu verletzen möglich war.

Die Marquiſe, durch dieſen unerwarteten Angriff anfangs etwas verblüfft, bekam ſehr bald ihre Faſſung wieder. Sie trat mit ſtolzer Geberde zurück und maß die drei Mädchen mit ihren Blicken.

»Mutter!« ſagte Virginie mit einem Tone, den die erſte Liebhaberin vom Ambigu-Comique nicht verläugnet haben würde.

»Mutter!« wiederholte Pauline mit der Gefühlsinnigkeit einer Hökerin.

»Mutter!« ſtammelte Georgette, die wirklich weinte.

Digitized by Google

»Was bedeutet das, Herr Gridaine?« fragte die Marquiſe verwundert.

Der Damenfreund nahm ſeine goldene Brille aus dem Futteral und ſetzte ſie mit Bedacht auf die Naſe.

»Das iſt ja der alte Herr!« ſagten Virginie, Georgette und Pauline einſtimmig.

»Ruhe!« ſagte der Damenfreund. »Ihr ſeyd drei unverſchämte Creaturen, und ich entziehe Euch meine Protection! — Frau Marquiſe,« ſetzte er mit einer ehrerbietigen Verbeugung hinzu, »ich verſichere, daß ich dieſer unſchicklichen, burlesken Scene ganz fremd bin . . .«

»Ich erinnere mich,« dachte Virginie, »von einem alten Schurken dieſer Art geleſen zu haben.«

»Sie müſſen uns die fünf Franken zurückgeben,« ſagte Pauline, eine Hand in die Seite ſtemmend.

Georgette, die zartfühlendſte, war ſo niedergeſchlagen, daß ſie kein Wort zu ſagen wußte.

Die Marquiſe muſterte die drei Mädchen noch einmal und nahm ihren Fächer, den ſie langſam bewegte.

»Wer hat Ihnen in den Kopf geſetzt, mich Mutter zu nennen?« fragte ſie ſanfter.

»Die da!« antworteten Georgette und Pauline, auf Virginie zeigend.

»Der da!« ſagte Virginie, auf P. J. Gridaine zeigend.

»Sind Sie zu Hauſe ſo gekleidet?« fragte die Marquiſe weiter.

Die drei Mädchen frohlockten, denn jede meinte, ihr Anzug werde bemerkt, vielleicht bewundert.

»O nein,« erwiederte Virginie zuerſt; »ich habe das

Digitized by Google

gemeine Gewand abgelegt, das ich in den Jahren meiner Kindheit trug.«

»Ich mache die Pariſer Mode mit,« ſagte Pauline mit einem Knix.

Georgette machte ebenfalls einen Knix und antwortete: »Ich will mich nicht für ein Landmädchen anſehen laſſen!«

Aſträa wendete ſich zu dem Damenfreunde und machte ein etwas verdrießliches Geſicht.

»Wie die gemeinen Creaturen antworten!« dachte Virginie.

»Was wollen Sie, mein Kind?« fragte die Marquiſe, ſich an Georgette wendend.

»Ich wünſche Arbeit in Ihrem Hauſe,« antwortete dieſe.

»Das iſt nicht unmöglich . . . Und Sie?«

»Ich möchte Kammerjungfer oder Köchin . . . oder ſonſt etwas werden,« erwiederte Pauline.

»Gut . . . und Sie?«

Virginie mochte die Partie nicht aufgeben, ohne noch einen Verſuch zu machen. Sie zog ihr Schnupftuch aus der Taſche, wiſchte ihre ganz trockenen Augen, ſtrich mit der andern Hand über die Falten ihres Kleides, trat einen Schritt vor, huſtete und erwiederte mit Pathos: »Madame, ich bin von guter Familie, obgleich ich die Urheber meiner Tage nicht kenne, und habe eine gute Erziehung genoſſen; mein Wunſch iſt, jungen Demoiſelles Lectionen im Leſen, Schreiben und in der Phantaſie zu geben. Meine Phantaſie iſt üppig und zügellos; meine Sitten ſind rein wie der Athem eines Kindes; von Liebe weiß ich nichts, und habe keine Bekanntſchaften. Alles, was ich wünſche, iſt eine Mutter.«

Digitized by Google

Sie hatte noch eine leiſe Hoffnung. Sie erinnerte ſich an einen Roman: »das Schloß am Berge, oder: welche von Vieren?« worin eine Mutter anfangs kalt und fremd iſt oder ihre Tochter auf die Probe ſtellt. Die Marquiſe ſah freilich ſehr jung aus, aber die Mutter Pepita in dem Roman: »der Gerber von Toledo« ſieht jünger aus als ihre jüngſte Tochter. — Alles war noch nicht verloren.

»Erlauben Sie mir,« fuhr ſie fort, »daß ich Ihnen meine rührende Geſchichte erzähle. Ich habe in einem beſcheidenen Dorfe bei Mans das Licht der Welt erblickt. Ich kenne meine Eltern nicht, aber ſie ſind gewiß ſehr vornehme Leute, ſonſt würden ſie kein Intereſſe gehabt haben, ſich zu verbergen. Seit meiner zarteſten Kindheit war ich über meinem Geſchlecht und über meinem Alter; ſpäter ſetzte ich durch meine glänzenden und ſoliden Eigenſchaften die Bevölkerung der Umgegend und die Reiſenden in Erſtaunen . . . Ich weiß wohl, Madame, daß Sie meine Mutter nicht ſind; aber wenn Sie zufällig eine Dame wüßten, die ihre Tochter ſucht . . .«

Die Marquiſe winkte. Der Damenfreund ſtand auf und ſagte zu den drei Mädchen:

»Kommen Sie morgen früh zu mir, ich werde Ihnen dann die Antwort der Frau Marquiſe mittheilen.«

Sein dürrer, runzeliger Finger deutete auf die Thür.

Pauline und Georgette entfernten ſich ſogleich. Virginie faltete die Hände und ſagte mit der vollen Kraft ihrer Lunge:

»Gott verzeihe Ihnen, wenn Sie meine Mutter ſind!«

Die Marquiſe wurde zornbleich und zog die Glocke.

Digitized by Google

P. J. Gridaine nahm ſeinen Stock und ſprang auf. Virginie ging ruhig und würdevoll, wie Miß Fanny im »Schloß Cranford,« aus dem Zimmer.

Als ſie am Divan vorüberging, bemerkte ſie den großen Roſtan, der ruhig ſchlief.

»O mein Vater,« ſagte ſie, »Du wenigſtens haſt mich nicht verſtoßen!«

Sie folgte dem Diener, der ſie bis zur Hofthür führte. In dem Roman: »der junge Moskowit« ſteckte der brave Diener Schuloff der verlaſſenen, verſtoßenen Feodora eine mit Gold gefüllte Börſe von Juchtenleder zu. Virginie hätte den Bedienten der Marquiſe gern zu einem ähnlichen Entſchluſſe begeiſtert, aber der Bediente war ein Schotte, der wohl Geſchenke annahm, aber nie austheilte.

»Ethelred! Ethelred!« liſpelte Virginie, als ſie durch die Vorſtadt Saint-Honoré ging, »dies iſt der Augenblick, wo Du Dich hätteſt zeigen ſollen! Ich bin in derſelben Lage wie Alfredine im zweiten Bande der »Rothen Höfle . . .« O! Ethelred, ſoll ich dein blondes Lockenhaupt nie ſchauen?«

»Wohin, mein ſchönes Kind?« fragte eine derbe Baßſtimme hinter ihr. »Wenn Sie's nicht übel nehmen, biete ich Ihnen in allen Ehren ein Frühſtück an.«

Virginie ſah ſich um und erkannte die Ohrringe des Matroſen aus der Landkutſche. Das Unglück beugt den Stolz. Sie erwiederte:

»Wer Sie auch ſeyn mögen, ich vertraue mich Ihnen an. Der Anblick des Oceans erweitert das Herz. Bieten Sie mir an was Sie wollen . . . vorausgeſetzt, daß Sie meine Jugend und Unſchuld reſpectiren.«

Roblot nahm ſogleich den Arm der zarten Jungfrau.

Digitized by Google

Es war freilich nicht der blonde Ethelred, aber der joviale Seemann konnte eben so viele Lieder als Virginie Romane geleſen hatte, und der Doctor Sulpice hatte ſeine Börſe wieder geſpickt.

»Die Lieferung ſcheint Ihren Beifall nicht zu haben, ſchöne Dame,« ſagte P. J. Gridaine zu der Marquiſe, als ſie allein waren.

»Urtheilen Sie ſelbſt,« antwortete Aſträa kalt.

»Schöne Dame, wenn Sie ſich ſogleich an mich, ſtatt an Herrn Durand de Lapierre gewendet hätten . . .«

»Dieſer Lapierre,« unterbrach ihn Aſträa, »konnte mir mit ſeiner Geſchäftskenntniß nützen.«

»Das iſt etwas Anderes,« erwiederte der Damenfreund, ſeinen Hut glatt ſtreichend; »wenn Ihnen Herr Durand de Lapierre mehr Garantien zu bieten ſcheint als ich . . .«

»Keineswegs . . . Laſſen Sie nur Ihren Hut.«

»Ich tappe im Finſtern,« fuhr P. J. Gridaine etwas beleidigt fort, »ich weiß ja nichts von der Intrigue dieſer Komödie, in welcher Sie mir eine ſtumme Rolle zugetheilt haben.«

Er ſtand auf. — Die Marquiſe deutete auf den Stuhl, den er ſoeben verlaſſen hatte.

»Sie wollen Alles wiſſen?« ſagte ſie. »Setzen Sie ſich, lieber Herr Gridaine, wir wollen als alte Freunde mit einander reden.«

Ende des vierten Theiles.

Digitized by Google

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.